Bekenntnisse eines Abenteurers.

Von

Xaver von Montépin.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Diezmann.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Der Herr Baron.

Die beiden Männer, welche der Zufall zusammengeführt hatte, gingen bis an die Ecke der Straße St. Honoré. Dort hielt ein sehr elegantes Tilbury mit einem englischen Pferde. Vor dem Pferde stand ein kleiner Groom in schwarzem Rocke mit weißem Ledergürtel, Stulpenstiefeln, Lederbeinkleidern und Filzhut mit großer schwarzer Cocarde.

»Steigen Sie gefälligst ein,« sagte der ältere Herr, indem er auf das Tilbury zeigte.

Der Jüngling zögerte nur eine Secunde, dann trat er auf den Tritt und setzte sich links auf das Kissen.

Der Herr des Wagens nahm neben ihm Platz, faßte mit der einen Hand die weißseidenen Zügel, mit der andern die Peitsche mit silbernem Griffe, und während der Groom sich hinten aufschwang, schnalzte er mit der Zunge und sagte:

»Hox, Farori, Hox!«

Das edle Thier setzte sich in Bewegung, jagte blitzschnell dahin und der geschickt durch das Labyrinth von hin und her fahrenden Equipagen gelenkte leichte Wagen fuhr durch mehre Straßen, bis er vor einem Hause in der Straße Mislay hielt.

Auf den ersten Ruf des Grooms öffnete sich die Thür dieses Hauses und das Tilbury rollte in einen großen Hof hinein.

»Wir sind am Ziele,« sagte der Unbekannte, der zuerst abstieg, nachdem er die Zügel dem Diener zugeworfen hatte, der seinen Platz wieder vor dem Kopfe des Pferdes nahm. — »Wollen Sie mir folgen?« setzte er hinzu. »Es ist nicht hoch.«

Nachdem sie die glänzenden Stufen einer hell beleuchteten Treppe hinaufgegangen waren, befanden sie sich auf dem Vorsaale des ersten Stockes einer Flügelthür gegenüber, die mit granatrothem Sammet beschlagen war.

Der Unbekannte klopfte leicht mit seinem Stockknopfe daran und die Thür wurde geöffnet. Ein großer Diener in grüner Livrée mit Gold und eben solchen Achselschnüren erschien auf der Schwelle und trat ehrerbietig bei Seite, um die Ankommenden hereingehen zu lassen.

»Baptist,« sagte der Mann, welcher der Hausherr zu seyn schien, zu dem Diener, »laß sogleich serviren. Zwei Couverts und Champagner in Eis!«

Der Diener antwortete sich verbeugend:

»Ja, Herr Baron.«

»Vor allen Dingen aber,« setzte dieser hinzu, »bringen Sie eine Flasche Madeira und Zwieback.«

Der Diener verschwand durch eine Seitenthür und die Ankommenden gingen über das Vorzimmer in ein Zimmer von mittlerer Größe, das sonderbarer Weise in orientalischem Geschmack möblirt war.

Die Wände waren mit weißem Caschemir mit eingewirkten großen Palmen beschlagen. Ein breiter, niedriger

Divan glänzte in den bunten Farben seines blendenden schweren Seidenüberzugs. Am Boden endlich lag eine außerordentlich feine Matte von unvergleichlicher Frische. Ein massiv silbernes ciselirtes Narguileh ruhte auf einem Dreifuße in der Mitte des Zimmers.

Der Herr, den wir Baron nennen hörten, nahm den Hut ab, riß die beiden Fenster auf und sagte:

»Man erstickt hier ja. Es ist wunderbar, daß man sich mit allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln nicht einmal dieser entsetzlichen Hitze erwehren kann. Es ist eine Luft hier wie in einer Badstube. Was meinen Sie, junger Freund?«

Und er kehrte sich um zu dem Jüngling, der aber nicht antwortete, denn er war gänzlich versunken in die Betrachtung der Gegenstände um ihn her und offenbar hatte er nie solchem Luxus Aehnliches gesehen.

Der Baron biß sich auf den Schnurbart, um ein Lächeln zu verbergen und sank, die Stirn sich abtrocknend, auf den Divan.

In diesem Augenblicke trat der Diener wieder ein.

Er trug auf einem vergoldeten silbernen Teller zwei kleine böhmische Gläser, eine große geschliffene Flasche und eine Anzahl Zwieback. Der Madeirawein in der Flasche funkelte wie Topas.

Der Baron schenkte ein Glas voll und reichte es selbst dem jungen Manne, der den Inhalt schnell austrank und zwei Stück Zwieback dazu aß.

»Langsam, junger Freund,« sagte der Baron mit einem Lächeln zu ihm, »bedenken Sie, daß wir das Abendessen noch vor uns haben.«

Der junge Mann erröthete leicht und setzte sein leeres Glas wieder auf den Teller.

»Haben Sie Alles angeordnet, Baptist?« fragte der Herr vom Hause.

»Das Abendessen wird binnen zehn Minuten bereit seyn,« antwortete der Diener.

»Sorgen Sie dafür, daß man sich beeile.«

Die zehn Minuten waren noch nicht vergangen, als bereits gemeldet wurde:

»Herr Baron, es ist servirt.«

»So kommen Sie, junger Freund.«

Der Jüngling folgte seinem Wirthe und er fing an zu glauben, daß er das Spielwerk eines reizenden Traumes sey, aus dem er leider bald erwachen werde.

Das Speisezimmer gewährte den freundlichsten Anblick. Es war ganz mit Eichenholz getäfelt und jedes der geschnitzten Felder stellte Jagdscenen, Blumen oder Früchte dar.

Der Tisch, welcher mit einem blendendweißen Damasttuche bedeckt war, trug in schönem Porzellan Geflügel, Fische, seltenes Eingemachtes, Obst verschiedener Art u. s. w. Mehre Flaschen Champagner ruhten in silbernen mit Eis gefüllten Kühlern.

Zwei Leuchter mit acht Armen warfen taghelles Licht auf diese gastronomischen Wunder und weiße Marmorbecken in Muschelform, die in den Ecken des Zimmers standen, und den feuchten Staub kleiner Springbrunnen aufnahmen, unterhielten jene angenehme Frische, die der Baron nirgends finden zu können meinte, wie er sich kurz vorher beklagt hatte.

Die beiden Männer nahmen einander gegenüber Platz.

»Stellen Sie eine Klingel neben mein Couvert,« sagte der Baron zu dem Diener. »So. Nun können Sie gehen; wenn ich Sie brauche, werde ich klingeln.«

Wirth und Gast blieben allein.

Der letztere sah jedes Gericht mit begehrlichen Blicken ungeduldig an, denn er vermochte dem nagenden Hunger kaum noch zu widerstehen.

Endlich bot ihm der Baron etwas an, er hielt statt aller Antwort seinen Teller hin und nun hörte man eine kurze Zeit über nur die rasche Thätigkeit seiner Kinnladen.

»Nun kosten Sie diesen Champagner,« sagte der Baron; »ich glaube, er wird Ihnen munden; es ist Bouzy Oeil-de-Perdrix von vortrefflichem Jahrgange.«

Der Jüngling kostete und ein strahlendes Wohlbehagen verbreitete sich über sein Gesicht.

»Nun?« fragte der Baron. »Wie finden Sie ihn?«

»Mehr als vollkommen.«

»Das beweiset mir, daß Sie Kenner sind. Ist Ihnen von dieser Forelle gefällig?«

Der Teller wurde von neuem gefüllt und der Fisch verschwand außerordentlich schnell. Der Baron schien sich über den guten Appetit seines Gastes ungemein zu freuen.

»Trinken Sie noch mehr von dem Bouzy, da er Ihnen geschmeckt hat, dann biete ich Ihnen einen Fasanenflügel an. Der unglückliche Vogel stammt aus dem königlichen Walde von St. Germain; mein Koch kennt einen Wilddieb, der ein schlechter Mensch aber guter Jäger ist und mich in jeder Jahreszeit mit Wildpret versorgt.«

Der Jüngling trank von dem Bouzy, wie es sein Wirth wünschte, dann nahm er einen Fasanenflügel an; dem Flügel folgte ein Bein, diesem der andere Flügel, dann das

zweite Bein und endlich — der ganze Vogel. Wie sich von selbst versteht, wurde wie es sich gehört dazu getrunken.

Nach dieser Heldenthat verschwand fast das ganze Ananas-Compot in dem unermüdlichen Magen des unersättlichen Gastes. In diesem Augenblicke wäre es schwer gewesen in ihm den bleichen und verzweifelten jungen Mann wieder zu erkennen, den wir im Garten des Palais-Royal sahen. Seine eben noch so bleichen fahlen Wangen bedeckten sich mit blühender Röthe und schienen sogar rund und voll zu werden. Seine Augen blitzten und die vorzeitigen Runzeln einer düstern Entmuthigung auf der Stirn hatten sich geglättet. Wäre der schlechte Anzug nicht gewesen, so hätte man die Umwandlung eine vollständige nennen können.

Ein Seufzer der Befriedigung entwand sich seiner Brust und er sagte:

»Ich weiß wirklich nicht, ob ich morgen Früh meinen Plan ausführe, mir das Leben zu nehmen; sicher ist aber, daß ich, selbst in der andern Welt, das herrliche Abendessen, das Sie mir gegeben haben, in dankbarer Erinnerung halten werde.«

Während er so sprach, ergriff er die Hand des Barons und drückte sie mit der Innigkeit einer Person, welcher ein reichliches Mahl und feuriger Wein einen Ueberfluß von Zärtlichkeit gegeben hat.

Der gute Baron erwiederte diese Gefühlsäußerung durch einen gleich innigen Druck und sagte lächelnd:

»Das Leben nehmen? Junger Freund, thun Sie mir den Gefallen und sprechen Sie nicht mehr von dieser Thorheit...«

»Und doch...«

»Still! Kein Wort mehr... Erst wollen wir vollends essen, dann kommt die Zeit des Plauderns.«

Der Baron klingelte und Baptist erschien.

»Kaffeh, Sorbet, Liqueur und Cigarren!« sagte ihm der Hausherr; »bringen Sie ganz heißen Kaffeh und Kaffeh mit Eis, Sorbet mit Rum und Sorbet mit Maraschino, vor allen Dingen aber beeilen Sie sich, Baptist.«

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus.

Vertrauliche Mittheilungen.

»Junger Freund,« sagte der Baron zu seinem Gaste, als Baptist die Befehle ausgeführt hatte, »Sie sehen, daß die Liqueure vor Ihnen stehen; machen Sie also keine Umstände; langen Sie sich selbst zu und nehmen Sie was Ihnen beliebt. Wenn es Ihnen recht ist, können wir nun auch plaudern.«

»Ich wünsche mir nichts mehr,« entgegnete der junge Mann.

»Zuerst erlauben Sie mir Ihnen den Hausherrn vorzustellen.«

»Den Hausherrn? Ich hielt Sie selbst für denselben.«

»Ich bin es auch.«

»Nun?«

»Nun, ich wünsche mich Ihnen in aller Form vorzustellen, denn schwerlich kennen Sie meinen Namen.«

»Allerdings kenne ich den nicht.«

»Ich bin der Baron Ludwig Anatol Sacramento von

Maubert. Meine Familie, von spanischer Herkunft, aber seit zwei Jahrhunderten in Frankreich naturalisirt, gilt für sehr vornehm und zählt mehre große Feldherren. Ich bin dreiundfünfzig Jahre alt und unverheirathet, und besitze ein jährliches Einkommen von zweiundsiebenzigtausendvierhundertundsechsundzwanzig Livres. Einen Theil meines Lebens habe ich im Dienste verschiedener auswärtiger Mächte verbracht, was mir den Freimuth und das barsche Wesen eines alten Soldaten gegeben hat; als ich mich endlich entschloß das Lager- und Schlachtenleben zu verlassen, hat man mir den Rang als Oberst und die Orden gegeben, die Sie da in meinem Knopfloche sehen. Diese wenigen Worte, junger Freund, enthalten meine ganze Geschichte und Sie kennen mich nun als wären Sie immer bei mir gewesen. Von Ihnen erwarte ich ähnliche Mittheilungen, und zwar nicht aus gewöhnlicher Neugier, sondern aus Theilnahme. Zuerst, wie heißen Sie?«

»Ich heiße Louis Hannibal,« antwortete der junge Mann.

»Louis ist ohne Zweifel der Tauf- und Hannibal der Familienname?«

»Ich vermuthete das.«

»Sie vermuthen es? wissen Sie es nicht gewiß?«

»Nein.«

»Sie müssen aber doch den Namen Ihrer Familie kennen.«

»Sie irren sich.«

»Ach! wären Sie vielleicht..?«

»Ein Findelkind? Ja, Herr Baron.«

Und während er das sagte, bedeckte Schamröthe sein Gesicht. Der Baron dagegen sah höchst erfreut aus; seine

Augen blitzten vor Freude und er rieb sich lebhaft die Hände.

»Warum erröthen, junger Freund?« entgegnete er endlich. »Es ist ja Ihre Schuld nicht, daß Sie durch eine Nebenthür in die Welt eingetreten sind, und übrigens sind alle Kinder der Liebe Glückskinder und Edelleute.«

»Glückskind? Ich weiß nicht, ob ich jemals eines seyn werde. Dagegen bin ich sicherlich von Adel.«

»Ah!«

»Ja, und ich habe Beweise dafür, die meiner Ansicht nach schlagend sind.«

»Welche, junger Freund, welche?«

»Vor allen Dingen trage ich ein unverlöschliches Zeichen an mir, das gewiß ein Beweis ist, daß man großen Werth darauf legte, mich einst wieder zu finden.«

»Ein Zeichen, sagen Sie?«

»Den Abdruck eines kleinen glühend gemachten Kreuzes auf meinem rechten Arm.«

»Das scheint allerdings bedeutungsvoll zu seyn. Aber ist das Alles?«

»Nein. Ich weiß ferner durch das Ausplaudern eines Angestellten in dem Findelhause, daß die Wäsche, die man mir mitgegeben, von der feinsten Leinwand war, und daß man derselben eine volle Börse mit Gold sowie in Papier eine Erklärung beigefügt hatte, daß ich einer adeligen, reichen und mächtigen Familie angehöre, daß nur zufällige Umstände diese Familie nöthigten, sich für einige Zeit von mir zu trennen, daß sie mich eines Tages zurückfordern werde und dann eine bedeutende Summe der Lohn für den oder die seyn solle, die sich meiner angenommen hätten.«

»Und ist man gekommen?«

»Um mich zurückzufordern?«

»Ja.«

»Mir ist nichts davon bekannt.«

»Warum ist Ihnen nichts bekannt?«

»Ich habe das Findelhaus bereits seit dreizehn Jahren verlassen?«

»Und noch nie sind Sie dahin zurückgekehrt, um sich zu erkundigen?«

»Nie.«

»Warum nicht?«

»Wegen der Ereignisse in den letzten dreizehn Jahren.«

»Welche Ereignisse?«

»Ich möchte darüber lieber schweigen.«

»Es steht Ihnen vollkommen frei zu schweigen, junger Freund, aber ich gebe Ihnen doch die Versicherung, daß Sie mich schlecht kennen, wenn Sie glauben, das Geständniß einiger Jugendsünden könne irgendwie meine Theilnahme an Ihnen benachtheiligen.«

»Wenn es aber mehr wäre — als Jugendsünden?«

»Gleichviel. Weiß ich denn nicht, wie weit die Jugend sich bisweilen verirrt und wie sehr der stürmische Drang berauscht, schlimmer als die schwersten Weine! Weiß ich nicht, daß in manchen Stunden die bedächtige Ruhe und der Verstand selbst aus den besten Köpfen weichen, und daß man für Handlungen, die man dann begeht, ebensowenig verantwortlich seyn kann, wie der Betrunkene für einen Diebstahl oder einen Mord, die er in der Trunkenheit beging!«

Diese schreckliche Behauptung, die mit vortrefflich ge-

heuchelter Ueberzeugung ausgesprochen wurde, schien tiefen Eindruck auf Louis Hannibal zu machen.

Der Baron bemerkte das und fuhr fort:

»Ja, junger Freund, ich besitze eine unerschöpfliche Nachsicht für das Feuer der jungen Jahre und gehöre ganz und gar nicht zu jenen strengen Sittenrichtern, welche die Tugend für alle Fälle predigen und nicht einsehen können, daß sie nur möglich ist, wenn die Leidenschaften erloschen sind. Ich denke anders. Wie alt sind Sie?«

»Zwanzig Jahre.«

»Zwanzig Jahre! In diesem Alter gibt es noch keine Vergehen und selbst die Verbrechen, wenn sie möglich wären, müßten ungestraft bleiben. Zwanzig Jahre! Und Sie halten sich für schuldig, Sie unverdorbene Natur? Gehen Sie, junger Freund; was Sie auch gethan haben, Ihre zwanzig Jahre sprechen Sie in meinen Augen von Allem frei.«

Der Baron beobachtete Louis Hannibal aufmerksam, um die Erfolge seiner teuflischen Beredtsamkeit an ihm zu studiren.

Die Erfolge übertrafen seine Erwartung.

Der junge Mann kam sich offenbar selbst als ein ganz Anderer vor.

Herr von Maubert wollte gegen das Schwanken seines Gastes einen letzten Streich führen und setzte hinzu:

»So sehe ich die Sachen an, und ich glaube aus den Quellen einer gesunden Philosophie geschöpft zu haben; wenn indeß meine Gründe nichts vermochten, wenn ich meine Ueberzeugung nicht auch auf Sie überzutragen vermochte, so schweigen Sie, junger Freund, so behalten Sie Ihre Geheimnisse; denn es würde mir ungemein leid thun, wenn

Sie nur einen einzigen Augenblick muthmaßen könnten, ich verlange für die gastliche Aufnahme, die ich Ihnen bieten zu können so glücklich war, Geständnisse, die Ihnen schmerzlich sind . . .«

»Herr Baron,« fiel Louis Hannibal ein, »ich bin bereit Ihnen alles zu sagen.«

»Nein, nein, junger Freund, ich will nun nichts hören...«

»So zürnen Sie mir wegen eines augenblicklichen Zögerns?«

»Nicht im Geringsten.«

»So beweisen Sie mir es.«

»Wie?«

»Dadurch daß Sie mich anhören.«

»Das ist unmöglich; verlangen Sie etwas Anderes, nur dieses nicht.«

»Ich beschwöre Sie. .«

»Nein, sage ich.«

»Nun, Herr Baron, so bleibt mir nichts übrig, als mich von Ihnen zu verabschieden und zu meinem frühern Vorsatze zurückzukehren.«

»Junger Thor! Welcher Eigensinn! Nun, da es denn seyn muß, so sprechen Sie, ich will Sie anhören.«

»Ach Herr Baron, wie gütig sind Sie, und wie sehr danke ich Ihnen!«

Hannibal ergriff die Hand seines Wirthes und drückte sie von neuem mit inniger Herzlichkeit.

»Ich fange sogleich an,« fuhr er fort.

»Da habe ich ihn denn,« dachte der Baron und laut setzte er hinzu: »Vergessen Sie aber auch nichts.«

»Seyen Sie unbesorgt, ich werde Ihnen Alles sagen. Ich war sieben Jahre alt, als man mir ankündigte, ich müsse das Findelhaus verlassen. Der Schullehrer von Ville d'Avray wollte mich zu sich nehmen und da er alle Bürgschaften gewährte, welche die Anstalt verlangte, so übergab man mich ihm.«

»Was für ein Mann war dieser Schullehrer?«

»Ein vortrefflicher Mann, über den ich mich nicht zu beklagen habe; er war aber außerordentlich streng, splitterrichtend und führte immer Religion und Moral im Munde. Er meinte, ich hätte gute Anlagen und ich mußte tüchtig bei ihm arbeiten.«

»Was Ihnen nicht eben gefiel?«

»Ich ergab mich in mein Schicksal und alles ging gut, so lang ich ein Kind war; sobald ich aber herangewachsen, lastete die strenge Zucht und die Unterwürfigkeit schwer auf mir und das lange Predigen, namentlich über die Moral, langweilte mich.«

»Sehr natürlich.«

»Sie können sich denken, daß es eine schwere Aufgabe ist, alle Morgen in der Messe zu dienen, sechs Tage lang in der Woche kleine Kinder buchstabiren zu lassen und jeden Sonntag in der Kirche vorzusingen, während man lieber den hübschen Mädchen ins Auge sähe und mit ihnen aufs weiche Moos an den alten Eichen des Waldes ginge.«

»Sie waren früh auf.«

»Allerdings etwas.«

»Und, sagen Sie mir, gingen Sie mit vielen hübschen Mägdeleins aufs weiche Moos im Walde?«

»Mit manchen,« antwortete Hannibal mit einem Anflug von Eitelkeit.

»Dadurch wurde aber das Buchstabiren in der Schule und das Singen in der Kirche vernachlässiget.«

»Ich verschweige nicht, daß meine Abwesenheit immer häufiger vorkam und länger dauerte.«

»Kannte der Schullehrer die Veranlassung dazu?«

»Bisweilen.«

»Was that er dann?«

»Es folgten, wie immer, endlose Predigten mit untermischten Bibelsprüchen; er sprach von Gräuel und Abscheu, wollte seine Kleider zerreißen, sein Gesicht verhüllen und Asche auf sein Haupt streuen...«

»Ah!« lachte der Baron laut auf; »das ist äußerst komisch. Ihre Erzählung amüsirt mich mehr, als ich sagen kann. Fahren Sie fort.«

»Um diese Zeit,« erwiederte Hannibal, den die lobpreisende Unterbrechung durch Herrn von Maubert ungemein schmeichelte, »um diese Zeit wurde ich mit mehren jungen Leuten meines Alters genau bekannt, prächtigen Jungen aus der Stadt Avray.«

»Deshalb konnte Sie doch Niemand tadeln.«

»Sie irren sich sehr, Herr Baron; man meinte, jene jungen Leute wären eben die liederlichsten Bursche der ganzen Gegend und wir machten zusammen eine Gesellschaft wahrer und echter Taugenichtse aus.«

»Und das war nicht wahr?«

»Gewiß nicht. Wir kamen nur zusammen, um Abenteuer zu suchen und lustig mit einander zu essen und zu trinken; die andern Alle hatten Geld, nur mir fehlte es daran, doch fand ich ein Mittel diesem Mangel abzuhelfen..«

»Ich bin neugierig dieses Mittel kennen zu lernen.«

»Es war ein sehr einfaches; wir kamen in irgend einem Wirthshause zusammen, die Andern bezahlten den Wein nnd was sonst dazu gehört, ich dagegen lieferte die Hühner, die Tauben, die Kaninchen, das Obst in natura.«

»Sie hatten also einen Hühnerhof, einen Garten und so weiter?«

»Ja und nein. Ich für meine Person besaß dergleichen nicht, aber ich machte Anleihen bei meinen Nachbarn.«

»Eine kleine harmlose und sinnreiche Industrie.«

»Glauben Sie aber, daß es zanksüchtige Menschen gab, welche diese harmlosen Anleihen Diebereien nannten?«

»Ich glaube es wohl, aber ich begreife es nicht. Es gibt sehr beschränkte Köpfe.«

»Der Schulmeister verdoppelte, als er davon hörte, seine Predigten, es gelang mir aber immer ihn zu beruhigen und zu trösten, so daß die Sache so hinging bis zur Zeit der großen Anekdote...«

»Welcher Aneckote?«

»Ich werde sie Ihnen erzählen. Eines Abends waren wir unser Sechs in einem Wirthshause etwa drei Viertel Stunde von Ville d'Avray; wir hatten getrunken und es mochte ungefähr Mitternacht seyn. Arm in Arm kehrten wir zurück, wankten und fielen wohl auch, standen aber immer wieder auf und sangen aus voller Kehle allerlei schöne Lieder, als es der Teufel fügte, der sich immer in Sachen mengt, die ihn nichts angehen, daß wir einem Mädchen begegneten.«

»Das wird interessant.«

»Sie versteckte sich, als sie uns hörte, aber wir machten sie ausfindig; sie entfloh und wir verfolgten sie; sie fiel und man hielt sie fest; sie schrie und man machte ihr das unmöglich; sie wehrte sich, aber man hielt ihr die Arme und Beine und trug sie in den Wald.«

»Ei! Ei!«

»Ja, wie gesagt, der Teufel mischte sich ein.«

»Und was that man in dem Walde?«

»Das brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. Der Vorfall wurde ruchbar, ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß ich von der Sache gar nichts mehr weiß; denn ich war ganz und gar betrunken.«

»Was geschah dann?

»Die Eltern des Mädchens klagten bei dem Herrn Staatsanwalt und da keiner von uns Lust hatte, den Ausgang der Untersuchung abzuwarten, zumal die öffentliche Stimme uns bereits als die Missethäter bezeichnete, so faßten wir Alle den heilsamen Vorsatz, die Gegend zu verlassen, und führten ihn sofort aus.«

Soldat.

Hannibal unterbrach sie für einige Zeit, um sich ein Glas bis an den Rand voll zu schenken und dasselbe mit einem Zuge zu leeren.

»Junger Freund,« sagte der Baron während dieser Pause, »die Anekdote, die Sie mir da erzählt haben, beweiset meiner Ansicht nach unwiderleglich, auf wie festen Grundlagen meine Philosophie beruht. Sonnenklar ist,

daß das, was Sie mir mitgetheilt haben, eine Handlung ausmacht, welche das Gesetz Verbrechen nennt und streng bestraft; aber hielten Sie sich selbst für sehr schuldig?«

»Nein.«

»Sie waren es auch nicht. Nur der Wein, den Sie getrunken hatten, trug die Schuld an einem Vorgange, dessen Sie sich nicht einmal genau mehr erinnern.«

»Ich fühle auch kein großer Mitleid mit unserm Opfer, da ich weiß, daß sie selbst gar nicht geklagt hat.«

»Aber erzählen Sie weiter. Was wurde aus Ihnen als Sie entflohen waren?«

»Etwa ein Jahr lang trieb ich mich obdachlos und fast brotlos umher.«

»Von was lebten Sie aber?«

»Ich holte mir Obst von den Bäumen, Kartoffeln von den Feldern und briet sie in der Asche eines Feuers, das ich anmachte. War es schönes Wetter, so schlief ich im Walde, und in der schlechten Jahreszeit suchte ich in einer Scheuer oder einer verlassenen Hütte unterzukommen.«

»Sie Armer! Welches Leben!«

»Es war beschwerlich genug, weshalb ich es auch bald überdrüßig bekam und in eine große Stadt zu gelangen wünschte. Ich habe einen Theil von Frankreich durchwandert und befand mich in der Nähe von Lyon; da aber mein Anzug ganz abgerissen war, so sagte ich mir selbst, daß ich als Vagabund festgehalten werden würde, sobald ich am Thore erschienn.«

»Die Menschen begehen allerdings das Unrecht, ihres Gleichen nach dem Anzuge zu beurtheilen.«

»Ich muß auch wirklich merkwürdig genug ausgesehen haben. Denken Sie sich, daß ich seit langer Zeit barfuß

ging und meine Beinkleider die längsten Fransen hatten. Mein Hemd war so ziemlich Charpie und die Jacke wollte gar nicht mehr auf dem Leibe halten.«

»Wie das ändern?«

»Der Zufall übernahm es.«

»Ah!«

»Ich fand eine Börse.«

»Auf der Straße?«

»Nein, in der Tasche eines Bauers, der völlig betrunken aus der Stadt kam. Ich beging da ein großes Unrecht, Herr Baron, ich weiß es.«

»Ihre Handlung war doch nur eine Zwangsanleihe, die Ihre Armuth von dem Vermögen eines Ihrer vom Glücke mehr begünstigten Mitmenschen erhob . . Es ist dies eine Ausführung des großartigen neuphilosophischen Lehrsatzes: Du hast, ich habe nicht, also laß uns theilen. Wo also liegt das Unrecht?«

»Sie mögen Recht haben; übrigens war in der Börse nicht viel.«

»Um so schlimmer.«

»Doch konnte ich mir von dem Inhalte Schuhe, ein grobes Hemd, eine Blouse und einen Strohhut kaufen. So hielt ich meinen Triumpheinzug in Lyon . . Da noch einige Sous von meinem Funde übrig geblieben waren, so konnte ich drei oder vier Tage in Garküchen essen und ein Nachtlager bezahlen; als aber das Geld zu Ende war, wußte ich auch nicht mehr was ich essen und wo ich schlafen sollte. Gleich in der ersten Nacht hob mich eine Patrouille von der Straße auf und die Zuchtpolizei verurtheilte mich als Obdachlosen zu achttägigem Gefängniß. Als ich der Haft entlassen war, blieb mir keine andere Wahl als zu verhun-

gern oder zu stehlen und da mir das Eine so wenig zusagte als das Andere, beschloß ich Soldat zu werden.«

»Soldat zu werden?«

»Ja.«

»Bei uns kann ja aber Niemand Soldat werden, der nicht achtzehn Jahre alt ist und alle seine Papiere in Ordnung hat.«

»Sie haben Recht; ich war erst siebenzehn und ein halbes Jahr alt und hatte gar kein Papier.«

»Und wie kamen Sie über diese doppelte Schwierigkeit hinweg?«

»Ein braver Bursch, den ich im Gefängnisse hatte kennen lernen und der Mitleid mit mir hatte, verschaffte mir den Geburtsschein seines Bruders, der in seinem neunzehnten Jahre gestorben war.«

»Und diesen Geburtsschein benutzten Sie als den Ihrigen?«

»Ja.«

»So haben Sie auch nicht unter dem Namen Louis Hannibal gedient?«

»Nein, als Peter Nicou hatte ich die Ehre die glorreichen rothen Hosen zu tragen.«

»Das Casernenleben also verlockte Sie?«

»Das weniger. Namentlich sagte mir die Disciplin gar nicht zu und wohl zwanzigmal täglich wandelte mich die Lust an, den Unteroffizieren meines Regiments die Rippen einzuschlagen, weil sie des Stückchens Borte auf ihrem Aermel wegen mich wegwerfend behandeln zu dürfen glaubten.«

»Dieses Gefühl gereicht Ihnen zur Ehre und beweiset, daß Sie das Herz auf dem rechten Flecke haben.«

»Ich hielt indeß so gut als möglich an mich — wegen der Kriegsgerichte und des Arrestes — und ich hätte vielleicht meinen Weg so gut wie ein Anderer im neunzehnten Linienregimente gemacht, wäre ich nicht durch einen unerwarteten Vorfall aufgehalten worden.«

»Welch' seltsamer Vorfall mag dies gewesen seyn?«

»Herr Baron, ich kann Ihnen sagen, daß mir die Uniform gar nicht so übel stand; ohne Eitelkeit darf ich gestehen, daß ich ganz gut darin aussah.«

»Das glaube ich gern.«

»Wir lagen seit drei Wochen in Garnison in Straßburg und obgleich gemeiner Soldat, stach ich mancher kleinen Elsässerin in die Augen, und Sie wissen, Herr Baron, wie reizend und verführerisch diese Mädchen in ihren kurzen Röcken, gestickten und beflitterten Leibchen, langen Zöpfen und allerliebsten Mützchen aussehen.«

»Der Liebesgott und der Kriegsgott sind Brüder.«

»So sagt man. Kurz die Liebe entschädigte mich einigermaßen für die Langweiligkeit des Dienstes und ich hatte mich über mein Schicksal nicht zu beklagen, bis die Kirchweih von Kehl kam.«

»Die Kirchweih von Kehl?«

»Ja, von Kehl, dem niedlichen Ort, der halb in Frankreich, halb in Deutschland liegt. Eine Brücke führt über den Rhein, der hier die Grenze ausmacht, und auf der Brücke stehen zwei Schildwachen, eine französische an der rechten Seite, eine deutsche an der entgegengesetzten. Die Kirchweih von Kehl ist im ganzen Elsaß berühmt; es gibt da Tanz, Spiele, fremde Handelsleute, Seiltänzer. Seit langer Zeit war ich nebst mehren Cameraden zu dem Entschlusse gekommen, diese schöne Gelegenheit uns zu amüsiren

nicht zu versäumen. Früh machten wir uns denn mit zehnstündigem Urlaub in der Tasche auf den Weg und scherzten und lachten mit den Mädchen, die allein oder mit ihren Liebhabern eben dahin gingen.«

»Ihre Erzählung fängt ja recht idyllisch an, junger Freund,« unterbrach ihn Baron von Maubert; »sie endigt aber gewiß in einem Melodrama?«

»Sie werden es erfahren, Herr Baron. Sobald wir angekommen waren, nahmen wir unter einer Laube am Rheine Platz und sangen, tranken Bier und rauchten vortreffliche geschmuggelte Cigarren. Die eine Tasche hatte ich halbvoll von Sous, die ich den Cameraden in allerlei Spielen abgewonnen, und ich klingelte damit, um mich wichtig zu machen, so daß man glaubte, ich sey ein außerordentlich reicher Mensch. Unterdeß fand sich in derselben Laube ein Sergeant von meiner Compagnie ein, der bei dem schönen Geschlechte sehr beliebt und wegen der Zahl seiner Eroberungen fast so berühmt war als ich, weshalb er auch »Herzensschlüssel« hieß. Er strich sich den Schnurbart und hatte sein Mädchen am Arme, die ich von Ansehen kannte und die mir bei zufälligem Begegnen durch auffordernde Blicke ihr Wohlwollen zu erkennen gegeben hatte. Ich benutzte die Gelegenheit die Schöne jetzt in ähnlicher Weise anzusehen und sie lächelte mir recht freundlich zu.«

»Tausendsasa!«

»Ja, Herr Baron, es ist gerade wie in Ville d'Avray, der Teufel mischte sich wieder ein. Das Bier, das ich getrunken, der Rauch von den Cigarren, das Lächeln und die Blicke des Mädchens, alles stieg mir in den Kopf und ich trat endlich an den Tisch, an welchem sie mit dem Herzensschlüssel saß.«

Der Sergeant.

»Im Augenblicke als ich hinzu trat,« fuhr Hannibal fort, »wollte Herzensschlüssel eben seine Zeche bezahlen und nahm einige Fünffrancstücke aus der Tasche. »Der Tausend, Herr Sergeant,« sagte ich, »sind Sie einmal ein reicher Mann!«

»Ja wohl, Kleiner,« antwortete er; »vor der Hand bin ich gut bei Casse.«

»Wenn Sie wollen, Herr Sergeant, spielen wir um ein solches Fünffrancstück.«

»Du hast also auch Geld, Kleiner?«

»Etwas.«

»Woher, wenn man fragen darf, ohne neugierig zu seyn?«

»Meine Familie hat es mir gestern geschickt; es kam recht zu guter Zeit an.«

»Dabei klimperte ich mit meinem Gelde.

»Nun ja,« meinte der Sergeant, der ein tüchtiger Spieler zu seyn glaubte, »ich mache eine Partie mit Dir. Kellner, Karten und geschwind!«

»Die Karten wurden gebracht und wir setzten uns hin zum Spiele. Das Glück war mir günstig und ich gewann die erste Partie.

»Nun Revanche,« sagte Herzensschlüssel.

»Recht gern, Sergeant.«

»Ich gewann die zweite Partie wie die erste.

»Der Sergeant wurde nun hitzig und wollte weiter spielen. Alle Cameraden stellten sich um uns her. Die Geliebte des Sergeanten warf mir immer heißere Blicke zu, je mehr Fünffrancstücke den Herrn wechselten.

»Nach einer halben Stunde war der Herr Sergeant völlig ausgebeutelt. Er stand auf, fluchte wie ein Heide und nahm sein Mädchen an den Arm um fortzugehen.

»Warten Sie einmal eine Minute,« sagte ich zu ihm.

»Was willst Du noch von mir?«

»Eine letzte Revanche biete ich.«

»Ich habe keinen Sou mehr und Spielschulden mag ich nicht machen.«

»Sie haben noch einen Einsatz, Herr Sergeant.«

»Welchen?«

»Mamsell Pamela da.«

»Meinst Du?«

»Ich spiele um sie, wenn sie einwilligt, gegen alles, was ich von Ihnen gewonnen habe.«

»Ich bin's gern zufrieden,« sagte das Mädchen.

»Die Cameraden lachten, Herzensschlüssel aber wurde so blaß, als hätte er keinen Blutstropfen mehr in seinen Adern. Seinem Mädchen und mir warf er einen Blick zu, der uns auf der Stelle todt gemacht hätte, wenn man an einem Blicke sterben könnte.

»Nachdem er eine kurze Zeit lang nachgedacht hatte, setzte er sich wieder und sagte:

»Donnerwetter, sag' ich, mag's d'rum seyn. Vielleicht ist es das Glück überdrüssig immer gegen mich zu seyn.«

»Er nahm die Karten wieder, aber er hatte keine Ruhe,

spielte ohne Bedacht und Ueberlegung und so kam es, daß er nach einer halben Stunde verloren hatte.

»Die schöne Pamela setzte sich zu mir, schlang ihre Arme mir um den Hals und küßte mich.

»Herzensschlüssel schien das Mädchen leidenschaftlich zu lieben; Eifersucht und Wuth machten ihn fast wahnsinnig. Er nahm ein volles Bierglas von dem Tisch, warf es mir nach dem Kopfe und rief:

»Der Spitzbube hat mich bestohlen.«

»Ich bückte mich und ging so dem Glase aus dem Wege, aber das Bier überschüttete mich. Herr Baron, das brachte mich aus dem Gleichgewicht; ich hatte nicht betrogen, sondern ehrlich gewonnen, zog also meinen Degen, drang auf den Sergeanten ein und ehe die Cameraden mich zurückhalten konnten, stieß ich ihm das Gewehr bis an das Heft in die Brust. Da hörte ich einen lauten Schrei und sah mich mit Blut bedeckt. Vor mir wälzte sich Herzensschlüssel im Staube und krümmte sich wie eine Schlange.

»Ich ahnte, daß ich einen Menschen umgebracht habe, noch dazu einen, der mein Vorgesetzter war. Die Cameraden, die mich wie erstarrt dastehen sahen, stießen mich vorwärts und riefen mir zu: »Rette Dich! rette Dich!«

So lief ich denn und blieb nicht eher stehen, bis meine Füße vor Müdigkeit unter mir zusammen knickten. Ich war seit mehren Stunden gelaufen als dies geschah, denn es fing bereits an Nacht zu werden. Wo ich war, wußte ich nicht, ich sah nur in der Ferne, rechts von mir durch den Abendnebel hindurch den riesigen Thurm des Straßburger Münster. Zu meiner Linken war ein Wäldchen, in dies ging ich hinein und sank da an einem Baume nieder, um über mein Schicksal nachzudenken.«

Hannibal unterbrach sich hier, strich ein paarmal mit der Hand über die Stirn und reichte sein Glas dem Baron hin, der es voll schenkte.

Es trat eine Pause ein.

»Ihre Lage war allerdings nicht die angenehmste, armer Freund,« sagte endlich Baron von Maubert, während sein Gast in kleinen Zügen den Inhalt des Glases leerte.

»Das sagte ich mir auch in allen Tonarten,« entgegnete der junge Mann.

»Sie wurden in Ihrer Jugend von einem bösen Schicksale hartnäckig verfolgt.«

»Ja, es war bös und hartnäckig.«

»In diesem letzten Falle war Ihr Benehmen vollkommen natürlich und es konnte Sie kein Tadel treffen.«

»Nicht wahr?«

»Ich sage noch mehr; es war das einzig Mögliche eines Mannes, der das Herz auf der rechten Stelle hat. Jeder Edelmann würde wie Sie eine solche Beleidigung sofort mit dem Degen gerächt haben.«

»Ich bereue auch nicht was ich gethan habe.«

»Mit Recht; der Sergeant hatte sein Schicksal verdient; Sie thaten ihm nur was ihm gebührte als Sie ihn straften; aber das Kriegsgesetz konnte Ihr Verhalten, das ich ganz billige, unter einem dreifachen Gesichtspunkte ansehen.«

»Das Kriegsgesetz, meinen Sie?«

»Ja, das Kriegsgericht, vor das man Sie gestellt haben würde, wenn man Sie ergriffen hätte: erstens hatten Sie Dienst genommen unter falschem Namen und mit Hilfe von Papieren, die Ihnen nicht zugehörten;

zweitens hatten Sie einen Mord an Ihrem Vorgesetzten begangen und drittens endlich waren Sie mit Waffen und Gepäck desertirt. Eines dieser Vergehen allein brächte Sie lebenslänglich ins Zuchthaus, die beiden andern verschafften Ihnen die Kugel vor den Kopf. Das Kriegsgericht würde seinen dahin lautenden Ausspruch einstimmig abgegeben haben.«

»Glauben Sie, Herr Baron?«

»Ich bin fest überzeugt.«

Hannibal zitterte.

»Aber Sie verrathen mich nicht, nicht wahr?« stammelte er.

»Ich Sie verrathen?« antwortete der Baron in liebevollem Tone. »Was denken Sie? Ich will Sie nicht nur nicht verrathen, es ist vielmehr mein fester Wille und mein lebhafter Wunsch, das bei Ihnen wieder gut zu machen, was das böse Geschick Ihnen an Unrecht zugefügt hat.«

»Ach, wie gütig sind Sie!« rief Hannibal tief gerührt aus.

»Was ich thue, ist ganz einfach, junger Freund; ich habe immer gern diejenigen geschützt und unterstützt, welche das Unglück verfolgt. Es ist dies eine Art Fehdehandschuh, den ich dem bösen Geschick hinwerfe, das ich mit Stolz bekämpfe und besiege; aber darauf werden wir später zurück kommen, jetzt fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.«

Hannibal sammelte sich einen Augenblick, um seine innere Bewegung völlig zu bemeistern, dann fuhr er fort:

»Der erste Gedanke, der sich mir deutlich vorstellte, war der, daß man mich jedenfalls verfolge, daß auf den Hauptstraßen hin wahrscheinlich bereits der Befehl mich zu

verhaften verbreitet sey und daß ich am nächsten Morgen schwerlich hundert Schritte werde thun können, ohne verhaftet zu werden, da meine Uniform mich verrieth.

»Kaum hatte ich mir dies gesagt, so glaubte ich an jedem Punkte des Horizontes Gendarmen kommen zu sehen; ich sprang hastig auf und ging tiefer in das Gebüsch hinein, trotz den Dornen und Brombeerranken, die mir Gesicht und Hände zerkratzten.

»So war ich eine Zeit lang gegangen und glaubte in ein undurchdringliches Dickicht gelangt zu seyn, als ich in sehr geringer Entfernung Stimmen hörte. Gleichzeitig erblickte ich durch die Blätter hindurch hellen Schein. Ohne es zu ahnen, war ich durch den ganzen Wald hindurch gegangen und befand mich am entgegengesetzten Ende. Ich warf mich platt auf den Bauch auf das Moos nieder und kroch in der Richtung hin, wo ich die Stimmen zu hören glaubte.

»Zwanzig Schritte weiter hin, hinter einem Baume, stand eine ärmliche Hütte von Holz und Leym.

»Die Thür war offen und am Herde brannte ein großes Feuer, — der Schein, den ich gesehen hatte.

»Ein Knabe mit einem langen hölzernen Löffel rührte den Inhalt eines über dem Feuer hängenden Kessels um.

»Vor dem Hause und dicht neben mir nahm eine alte Frau Wäsche ab, die sie auf einer Leine getrocknet hatte.

»Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, empfahl die Frau dem Kinde die Suppe des Vaters nicht anbrennen zu lassen, während der Kleine bei allen Heiligen schwur, er verwende kein Auge von dem Kessel!

Trauriges Gewerbe.

»Unter den zerrissenen Kleidungsstücken und der groben Wäsche, welche die alte Frau in ihr Häuschen tragen wollte,« fuhr Hannibal fort, »befanden sich auch eine blaue Blouse, Beinkleider von Leinwand und mehre baumwollene Mützen, wie die Bauern sie tragen.

»Diese Gegenstände von so geringem Werthe wurden sogleich das Ziel meines heißesten Verlangens; denn wenn ich sie mir verschaffen konnte, war ich meiner Meinung nach der Gefahr zur Hälfte entgangen.

»Wie es aber anfangen, um in deren Besitz zu kommen?

»Sie kaufen? Daran ließ sich nicht denken, denn ich hätte mich dann gleichsam selbst angegeben und der ganzen Umgegend die Verkleidung des Deserteurs verrathen.

»Sie entwenden? Ja, aber wie?

»Die Alte war eben beschäftigt sie mit den andern fortzutragen.

»Meine ganze Seele schien in meine Augen übergegangen zu seyn. Mein Herz klopfte ungestüm und unbeweglich, mit stierem Blicke schaute ich nach den Lumpen hin, die nicht drei Francs werth waren, für die ich aber in diesem Augenblicke ein ganzes Vermögen hingegeben hatte, wenn ein solches mein gewesen wäre.

»Mit einem Male — unverhofftes Glück! — hatte

der liebe Gott oder der Teufel Mitleid mit mir? — kam der Zufall oder die Vorsehung mir zu Hilfe.

»Der Knabe hatte eben eine Handvoll Reisig geholt und warf es in das Feuer, um dasselbe neu anzufachen. Es gelang ihm dies auch so vortrefflich, daß in Folge dieser Flammenvermehrung und Hitzcsteigerung die kochende Suppe überlief und zischend und rauchend über den Herd sich ergoß.

»Der Knabe fing an zu weinen und zu schreien. Die Alte ließ ihre Wäsche im Stiche und lief hin, um dem Unglücke abzuhelfen.

»Diesen eben so kurzen als günstigen Augenblick benutzte ich.

»Ich sprang aus meinem Verstecke heraus, griff nach der Blouse, den Beinkleidern und einer Zipfelmütze, und kehrte mit der Ueberzeugung nicht gesehen worden zu seyn, mit meiner Beute in den Wald zurück, wo ich mich von neuem versteckte. Nach etwa einer Minute kam die Alte zurück, suchte die Gegenstände, die ich entwendet hatte, überall, und da sie dieselben nicht fand, schrie sie so laut als sie konnte: »Diebe! Diebe!« Ich rührte mich nicht, wie Sie wohl glauben werden, und die würdige Frau, die doch nicht immer schreien konnte, entschädigte sich dadurch, daß sie den Knaben, der doch so unschuldig war, nach Herzenslust durchprügelte.«

»So geht es in der Welt,« unterbrach der Baron den Erzähler, »wenn es bei irgend einer Sache einen Schuldigen und einen Unschuldigen gibt, bekommt fast immer der Unschuldige die Strafe.«

»Als es völlig Nacht geworden war,« fuhr Hannibal fort, »wechselte ich die Kleidungsstücke, packte meine Uni-

form zusammen, so daß ich sie unter dem Arme tragen konnte, und machte mich wieder auf den Weg.

»Einige Stunden Ruhe hatten meine Kräfte gestärkt, nur quälte mich der Hunger und noch mehr der Durst. Es mochte etwa zehn Uhr Abends seyn.

»Ich wanderte querfeldein, ohne irgend ein Ziel im Auge zu haben, da ich weiter nichts suchte, als mich so weit als möglich von Straßburg zu entfernen. Bald indeß hielt mich ein unübersteigliches Hinderniß auf; der Rhein versperrte mir den Weg, und ich konnte nicht schwimmen. Doch stieg ich hinunter an das Wasser, wusch mir Gesicht und Hände und stillte meinen Durst; dann legte ich meine Uniform am Ufer hin, so daß, wenn sie gefunden wurde, man glauben mußte, es sey ein Soldat da ertrunken.

»Bravo!« fiel Herr von Maubert ein, »diese List macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Wahrscheinlich hat sich auch bald genug das Gerücht von Ihrem Tode verbreitet, und die Nachforschungen nach Ihnen ein wenig gelähmt.«

»Ich glaube das, Herr Baron, wenigstens hinderte mich nichts das Elsaß ruhig zu verlassen, und mich nach Paris zu wenden. Ich will bei den Einzelheiten meiner Reise nicht verweilen, die lange währte, denn ich ging langsam in der trägen, sorglosen Haltung eines Bauers, der aus dem nächsten Dorfe kommt, und machte große Umwege, um die Städte zu vermeiden, in denen man mein Signalement haben konnte.

»Wenn ich zufällig einen Gendarmen begegnete, grüßte ich ihn höflich, und mehr als einmal ließ ich mich in ein Gespräch mit einem dieser braven Erhalter der öffentlichen Ordnung ein.

»Von dem Gelde, das ich dem armen »Herzensschlüssel« abgewonnen hatte, konnte ich leben, freilich nur von Wasser und Brot, aber ich verlor den Muth nicht, und träumte immer von kommenden besseren Tagen.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, junger Freund,« bemerkte Herr von Maubert, »wie sehr diese Charakterfestigkeit mich erfreut und meine gute Meinung von Ihnen erhöht. Aber wie ist es möglich, daß Sie bei Ihrem Charakter zu dem traurigen Vorsatze gekommen sind, den Sie ohne mein Dazwischentreten heute Abend wahrscheinlich ausgeführt haben würden?«

»Das werden Sie sogleich erfahren, Herr Baron. Als ich an der Barrière von Charenton ankam, hielten meine Schuhe buchstäblich nicht mehr an den Füßen; meine Blouse, die ich von Zeit zu Zeit in einem Flusse wusch, erhielt auffallende Fransen, und mein ganzes Vermögen bestand nur noch in dreißig Sous. Gleichwohl mußte ich essen. Aber wie sollte ich meinen Lebensunterhalt in Paris verdienen, wo mir keine Empfehlungen zur Seite standen, und ich überdies aus vielen schlagenden Gründen mich so verborgen wie möglich halten mußte? Noth kennt kein Gebot, Herr Baron, das ist ein Sprichwort von trauriger Wahrheit, und so habe ich alle jene schmachvollen Gewerbe betrieben, welche keine Gewerbe sind. Ich verkaufte Contremarken, ich machte den Schlag an den Fiakern auf, bei schmutzigem Wetter legte ich Bretchen über die Gassen, aber mit allem dem erwarb ich mir kaum das liebe Brot für jeden Tag.«

»Armer junger Mann!« entgegnete der Baron.

»Bei Allen dem,« fuhr Hannibal fort, »hielt ich mich, wie schon gesagt, für adelig, obgleich ich ein Findelkind war; das Blut empörte sich in meinen Adern, sobald ich

die Hand ausstreckte, um ein Kupfergeldstück zu erhalten, das, wie ich mir nicht verheimlichte, doch immer nur ein Almosen war.

»Eines Abends, vor einem halben Jahre, stand ich bei strömendem Regen an dem Ambigue=Theater und machte mich nützlich, indem ich meine Arme zwischen die schmutzigen Räder der Fiakers und die seidenen Kleider der hübschen Damen hielt, die ausstiegen. Ich hatte fast vierzig Sous verdient, und wollte, da ich so im Glücke war, sobald nicht von der Stelle weichen, als ich mich von hinten am Halstuche gepackt fühlte, daß mir fast der Athem verging. Anfangs glaubte ich von der Polizei verhaftet zu seyn, und versuchte es deshalb nicht mich zu vertheidigen. Bald aber wurde es mir klar, daß ich mich im Irrthume befand, denn man ließ mich los. Ich konnte mich deshalb herumdrehen und meinen Gegner ansehen. Er war ein großer junger Mensch, gleich mir mit einer Blouse bekleidet, und trug langes Haar und einen Bart wie ein Sapeur. Er hielt mir die geballte Faust vor das Gesicht und sagte in heiserer Branntweinstimme: »Du bist's also, Taugenichts, der uns das Brot von dem Munde wegnimmt?« »Was willst Du von mir,« fragte ich den Riesen. »Daß Du Dich weg packst von hier!« »Warum?« »Weil mir es beliebt.« »Die Straße ist, denke ich, so gut mein wie dein; laß mich also in Frieden.« »Ich sage Dir, Du packst Dich fort von hier, und geschwind, sonst ...« »Nun, sonst?« »Sonst leg' ich Dich übers Knie, und zerbreche Dich in vier Stücke.« Ich fürchtete mich vor dem Riesen nicht, ob er gleich drei= oder viermal mehr Kraft haben mochte, als ich, aber ich glaubte auch Polizei in der Nähe umherschweifen zu sehen, und wollte um jeden Preis einen Streit vermeiden; denn wenn man mich aus irgend

einem Grunde zur Polizei brachte, kam ich schwerlich wieder so leicht los. Ich verschluckte darum meinen Aerger und antwortete einfach: »Es ist gut, ich gehe.« »Seht Ihr,« sagte mein Gegner, »wie er zu Kreuze kriecht!« Ich ging einige Schritte fort. Hinter mir hörte ich lachen, und die Straßenjungen riefen in allen Tonarten: »Seht den Hasenfuß! Er reißt aus! Er reißt aus!« Diese Verhöhnung brachte mich im höchsten Grade auf; ich konnte mich nicht mehr beherrschen, und vergaß wie nachtheilig die Folgen eines Zankes und einer Verhaftung für mich seyn konnten. Ich kehrte also um und ging auf meinen Gegner zu, der ohne sich viel zu bewegen seinen Arm ausstreckte, mich an der Brust packte und mich zehn Schritte weit in den Koth hinschleuderte. »Nun hat er das Seinige!« rief eine Stimme. »Noch nicht,« antwortete ich, indem ich halb betäubt aufsprang, und noch einmal zum Angriffe schritt. »Er ist des Teufels,« sagte der Riese lachend. »Da er es aber haben will, soll er nun genug bekommen.« Während er so sprach, erhob er seinen Arm, um mir wo möglich mit der Faust den Schädel einzuschlagen, aber der Schlag kam nicht. Ich befand mich in diesem Augenblicke unter einer Laterne, deren Licht gerade in mein Gesicht fiel. Der Riese hielt inne, sah mich neugierig an und sagte: »Ah!« Ich stand auch von meinem Angriffe ab, denn ich konnte mich in Folge des Falles kaum noch auf den Beinen erhalten. »Das wäre doch drollig!« fuhr der Riese fort, der mich wiederholt aufmerksam musterte und dann hinzusetzte: »Und er ist es doch! Er ist es. Du bist's, nicht wahr?« »Wer denn?« stammelte ich. »Der Kleine von Ville d'Avray.« »Ja, der bin ich.« »Und beinahe hätte ich Dich zu Schande geschlagen. Erkennst Du mich nicht, Freund? Ich bin ja Jean Paul,

Jean Paul, wie er leibt und lebt. Komm, laß uns mit einander plaudern.« Der Riese nahm mich am Arme, zog mich mit sich fort, und sagte zu den umstehenden Zuschauern: »Er ist ein guter Freund, merkt Euch das, und den Ersten, der ihm etwas zu Leide thut, zerknicke ich auf dem Knie da, und mache mir Hasenklein aus ihm.«

Jean Paul.

»Wahrhaftig,« sagte Herr von Maubert, »dieser Jean Paul, wahrscheinlich einer Ihrer Bekannten aus Ville d'Avray, scheint seinen Worten und Handlungen nach ein roher schlechter Mensch geworden zu seyn.«

»Der arme Teufel hatte sich auf die schlechte Seite geworfen,« antwortete Hannibal, »aber schlecht war er eigentlich nicht.«

»Aber sein roher Angriff gegen Sie.«

»Er kannte mich nicht . . . Doch ich fahre fort. Er zog mich mit sich auf den Boulevard hin nach den kleinen Theatern zu. Er ging sehr rasch und ich konnte mich kaum weiter schleppen, denn alle meine Glieder schmerzten und wenn er mich nicht mit seinen eisernen Armen gehalten hätte, wäre ich gewiß zehnmal gefallen. Endlich blieb er vor einem kleinen, nicht eben einladenden Hause stehen, drängte die Thür auf und trat vor mir in einen völlig dunklen Flur, während er zu mir sagte: »Geh ohne Furcht und immer gerade aus. Ich werde Dir sagen, wann wir die Treppe haben . . . da ist sie,« setzte er bald darauf hinzu. »Halte Dich an dem Stricke fest, damit Du nicht fällst.«

»Nachdem wir eine Anzahl steiler Stufen hinaufgetappt waren, hörte ich Jean Paul einen Schlüssel in ein Schloß stecken, worauf eine Thür aufging. Mein Führer nahm mich an der Hand, um mich in das Stübchen zu führen, das er aufgeschlossen hatte, dann machte er Feuer und zündete ein Licht an.

»Das Stübchen war so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen konnte. In einer Ecke lagen zwei magere Matratzen in einer hölzernen Bettstelle. Ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten das Mobiliar, das nicht zehn Francs werth war.

»Setze Dich,« sagte Jean Paul zu mir, indem er mir einen der Stühle hinschob, auf den ich niedersank.

»Dann öffnete er ein Schränkchen, nahm eine Flasche und ein paar Gläser heraus, die er bis an den Rand voll schenkte, setzte sich mir gegenüber und fuhr fort:

»Trink, lieber Junge, trink. Branntwein, wirst Du wissen, ist der Universalbalsam. Er heilt alle Uebel.«

»Nachdem ich getrunken hatte, entgegnete ich: »Nun mache mir aber das Vergnügen und sage mir, warum Du mich so eben aus dieser Welt hinaus befördern wolltest.«

»Das ist sehr einfach und sehr natürlich,« antwortete er; »ich führe die Polizei auf dem Boulevard.«

»Die Polizei?«

»Ja, für die Freunde, versteht sich. Wir sind eine Anzahl guter Freunde zusammen, die wir in Contremarken und Wagentritten Geschäfte machen und ich sorge dafür, daß Fremden eindringen und uns den Gewinn schmälern . . . Deinetwegen thut mir die Sache leid . . . Ich habe zu leicht hingeschlagen.«

»Zu leicht!?« entgegnete ich. »Der Teufel, der Meinung bin ich nicht.«

»Spaßvogel,« erwiederte Jean Paul mit lautem Lachen; »Du verstehst mich schon: ich hätte mir dein Gesicht besser ansehen sollen, ehe ich losschlug.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Nun reden wir nicht mehr davon, denn im Ganzen habe ich Dir noch nicht viel zu Leid gethan.«

»Ich danke.«

»Nicht der Mühe werth! Jetzt sind wir beisammen, um zu plaudern. Was thust Du in Paris?«

»Was ich heute Abend that, als Du mich fandest.«

»Und das ist alles?«

»Ja.«

»Schwachkopf!«

»Warum Schwachkopf?«

»Ja doppelter, dreifacher Schwachkopf!«

»Du scheinst ja selbst . . .«

»O, bei mir ist das etwas Anders; ich esse aus mehren Töpfen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Wenn ich auch Fiakerthüren für einen Sous aufmache, so fehlt es mir doch nicht an Geld. Du kannst Dich überzeugen.«

»Jean Paul nahm aus dem Schränkchen zwei Häufchen Fünffrankenstücke, die er mir zeigte. Dann setzte er sich wieder und fuhr fort:

»Wenn ich auch in der Blouse und in der Mütze auf dem Trottoir herumschlendere, so fehlt es mir doch nicht an Kleidungsstücken, denn ich habe einen feinen Casimirfrack, eine Sammetweste, einen Hut u. s. w. und wenn ich

will, sehe ich aus wie ein englischer Lord oder ein Börsenmäkler.«

»Du hast also noch einen andern Stand?«

»Das will ich meinen!«

»Willst Du mir ihn nicht nennen?«

»Du bist ein ehemaliger Camerad, ich zähle auf Dich und will Dich als Compagnon in mein Geschäft aufnehmen.«

»Du willst mir also Geld verdienen lassen?«

»So viel Du willst und damit alle Freuden des Lebens.«

»So rede, lieber Freund, rede!«

»Sogleich. Vor allen Dingen mußt Du wissen, daß ich zwischen acht und eilf Uhr Abends Contremarken verkaufe, weil es gut ist, gelegentlich sich über seine Erwerbsmittel ausweisen zu können, wenn der Herr Staatsanwalt einmal so neugierig seyn sollte, sich um unsere Privatangelegenheiten zu bekümmern, — was bisweilen vorkommt. Eigentlich habe ich aber ein anderes Fach; ich treibe Handel . . .«

»Handel? Womit?«

»Mit allerlei Waaren, die ich sehr wohlfeil ein- und sehr theuer wieder verkaufe.«

»Sehr wohlfeil, sagst Du?«

»Ja.«

»Die Waaren kosten Dich also doch — etwas?«

»Die Mühe sie in Empfang zu nehmen.«

»Du stiehlst?!«

»Allerdings.«

»Diese vertrauliche Mittheilung machte mich bestürzt,

aber ich war in der Gewalt des Jean Paul, der die Einsamkeit und meine Schwäche benutzen konnte, mir einen schlechten Streich zu spielen; ich verheimlichte deshalb meine Verwunderung und meinen Schrecken.

»Mein ehemaliger Bekannter fuhr fort:

»Wir sind zahlreich, gewandt und brauchen so viel Vorsichtsmaßregeln, daß man selten uns erwischt und Einige von uns, ich z. B. auch, in den Augen der wohllöblichen Polizei noch schneeweiß sind. Du kannst uns von großem Nutzen seyn, das sehe ich schon; Du bist ein hübscher Kerl und wenn Du gut gekleidet erscheinst, wird man Dich für einen vornehmen Herrn halten. Damit lassen sich sehr gute Geschäfte machen. Fast nichts zu thun, großen Gewinn und ein Leben wie das Sardanapals steht Dir bevor. Sagt es Dir zu?«

»Vollkommen,« antwortete ich.

»So schlage ein und die Sache ist abgemacht. Weitläufiger sprechen wir morgen Früh davon; heute Abend verlasse ich Dich; lege Dich in mein Bett, Du wirst es nöthig haben; ich gehe aus, denn man erwartet mich zu einer wichtigen Operation. Ich nehme den Schlüssel mit; klopft man, ehe ich komme, so machst Du nicht auf.«

»Sehr wohl.«

»Gute Nacht. Morgen mehr!«

»Jean Paul verließ die Wohnung; ich blieb allein und warf mich auf das schlechte Lager, indem ich mir vornahm, das Haus mit Tagesanbruch zu verlassen und nicht wieder zu betreten.

»Aber ich hatte ohne den tiefen festen Schlaf gerechnet, der sich meiner fast augenblicklich bemächtigte und mich nicht

eher verließ, als bis eine unerwartete Empfindung mich plötzlich weckte.

Die Sonnenstrahlen fielen hell durch die bestaubten Fensterscheiben herein und Jean Paul, der vor mir stand, rüttelte mich.

»Nun,« fragte er, »wie geht es Dir heute?«

»Um vieles besser.«

»Das ist ein Glück. Stehe rasch auf.«

»Ich war angekleidet und sprang auf. Da erst bemerkte ich, daß auf dem Tische zwei neue Gegenstände lagen: ein ziemlich großes Packet und ein mit den vier Zipfeln zusammengebundenes Tuch.

»Das ist mein Beuteantheil,« sagte Jean Paul, der die Richtung meiner Blicke bemerkte.

»Dabei knüpfte er das Tuch auf, das voll von Geld war und setzte hinzu:

»Nimm diese sechzig Francs, Kleiner.«

»Nein,« fiel ich ein.

»Ziere Dich nicht! Es ist auch nichts weiter als ein Vorschuß. Nimm, sage ich Dir, ich verlange es; also keine Weigerung. Du gehst damit in den Temple und kaufst Dir einen vollständigen anständigen Anzug, Frack, Weste und Beinkleider nach der neuesten Mode, ziehst das an, was Dir vortrefflich passen wird, thust den Tag über was Dir beliebt und heute Abend treffen wir uns. Kennst Du das Wirthshaus zur »goldenen Aehre« neben dem Hôtel Foulon?«

»Das kenne ich.«

»Sehr wohl. Punkt eilf Uhr werde ich Dich da erwarten und bis dahin habe ich gewiß Arbeit für Dich ge-

funden. Geh' jetzt und mache Dich schön . . . Daß ich es nicht vergesse! Vor den Leuten nennst Du mich Carillon; ich heiße so.«

»Jean Paul schob mich hinaus und schloß die Thür hinter mir zu.

»Ich hatte unwillkürlich die sechzig Francs in der Hand behalten, um eine weitere Erörterung abzuschneiden, mir aber vorgenommen, das Geld durch den ersten Eckensteher zurückzuschicken, den ich treffen würde. Als ich aber einmal draußen war und meine ärmliche Blouse und meine sohlenlosen Schuhe ansah, verlockte mich der Gedanke, endlich einmal einen fast eleganten Anzug zu haben, dermaßen, daß ich nicht mehr den Muth hatte, dieser Versuchung zu widerstehen. Ich ging also nach dem Temple, dem großen Trödelmarkt.

»Uebrigens sagte ich mir, um mein Gewissen zur Ruhe zu bringen, das mir die Theilnahme an einem Diebstahle und die Benützung gestohlenen Gutes zum Vorwurfe machte, ein anständiger Anzug verschaffe mir ohne Zweifel die Mittel, meinen Lebensunterhalt in ehrenhafter Weise zu verdienen; ich wollte sparen und Jean Paul sobald als möglich die mir geliehenen sechzig Francs zurückgeben. So hatte ich mir endlich ganz und gar keinen Vorwurf zu machen. Vielleicht halten Sie es für unrecht, Herr Baron, daß ich so handelte.«

»Nein, junger Freund,« entgegnete Herr von Maubert; »Sie hatten Recht, vollständig Recht und ich könnte Ihr Vorhaben nur billigen.«

»Ich kam im Temple an,« fuhr Hannibal fort, »und handelte um verschiedene vollständige Anzüge; aber der

Preis fast aller kam mir übertrieben hoch vor und da ich dies unverholen aussprach, erntete ich reichlich allerlei Schimpfreden von den erzürnten Trödlern ein.

»Endlich machte ich doch einen gewissenhaftern oder verkaufslustigern ausfindig, der mir für fünfzig Francs einen grünen polnischen Rock mit Schnüren und Borten, graue Beinkleider, eine Weste, einen Hut, ein Halstuch, ein Hemd, ein Paar Strümpfe und Schuhe abließ.

»Alles das war nicht eben neu, nicht eben dauerhaft, wie ich wohl kaum zu versichern brauche, aber die verschiedenen Stücke sahen wenigstens recht gut aus. Ich ging dann rasch auf die Boulevards, um mich in meinem neuen Putze bewundern zu lassen, hauptsächlich aber um mich selbst in den Ladenspiegeln zu bewundern.

»In meinen eigenen Augen war ich besser gekleidet als der Sohn eines Pair von Frankreich und ich hatte die innige Ueberzeugung, daß mir die Männer mit neidischen, die Frauen mit verlangenden Liebesblicken nachsahen.

»Es blieben mir zwölf Francs übrig mit dem Gelde, das ich am Abende vorher verdient hatte; ich trat deshalb in ein bescheidenes Kaffeehaus und frühstückte, worauf ich meine Promenade fortsetzte.«

Rouge et noir.

»Auf diese Ausstellung meiner selbst verwendete ich den ganzen Tag bis zum Mittagsessen,« fuhr Hannibal fort; »dann ging ich in eine kleine Restauration, denn ich war fest entschlossen das Compagniegeschäft nicht anzunehmen, das mir Jean Paul angetragen hatte, und mußte deshalb mit meiner Barschaft rathsam umgehen. Dennoch kaufte ich mir eine Cigarre nach dem Essen und da ich nicht wußte, was ich mit meiner Zeit und meiner Person vornehmen sollte, ging ich im Palais Royal umher.

»Schon hatte ich die Gallerien zweimal nach allen Richtungen durchwandert, als ich unwillkürlich stehen blieb. Ich befand mich dem Thörchen gegenüber, über welchem die Nummer 113 mit brennend rother Schrift auf einem Transparent schimmerte. Ich hatte noch niemals gespielt und erinnerte mich plötzlich des Aberglaubens, nach dem man sicherlich das erste Mal gewinnen soll. Ich bin weder abergläubisch noch leichtgläubig und hielt deshalb von dem Volksspruche gar nichts. Dennoch rief mir eine gewisse Stimme in mir, ein gewisser Ahnungstrieb zu, den Versuch zu wagen.

»In lebhafter Versuchung, aber noch unentschlossen stand ich auf der Schwelle und wußte nicht, ob ich weiter hineingehen oder umkehren solle, als einige junge Herren an mich stießen, die herauskamen.

»Ihre strahlenden Gesichter drückten Siegesfreude aus; sie klimperten mit dem Golde in den vollen Taschen und einer warf in einer Regung von edler Freigebigkeit einem armen Teufel, der ihn so begehrlich ansah, ein Goldstück hin.

»Dies entschied. Ich ging hinein.

»Im Vorzimmer nahm man mir meinen Hut ab, was mich sehr überraschte. Ich trat in das erste Zimmer und kaum hatte ich die heiße Luft geathmet, kaum die Gesichter der Spieler, die heitern oder verzweiflungsvollen, betrachtet, als mich eine Art Schwindel befiel. Das ganz kahle einfache Zimmer erschien mir wie ein Palast und ich sah das Eldorado seine geheimnißvollen Pforten vor mir aufthun.

»Ein schwarzgekleideter alter Herr, der zwar anständig aber doch arm aussah, trat bescheiden zu mir und fragte mich lächelnd:

»Sie wollen ohne Zweifel spielen?«

»Ja,« antwortete ich.

»Er hielt in der rechten Hand eine lange Nadel und in der linken eine Karte mit einer außerordentlich großen Anzahl kleiner Löcher darin. Diese Karte zog er zu Rathe, dann setzte er hinzu:

»Sie werden mir zu bemerken erlauben, daß Schwarz bereits sechsmal dagewesen ist.«

»Ich verstand nicht was der Mann mir damit sagen wollte und ich verlangte auch keine Erklärung von ihm. Dagegen warf ich aufs Gerathewohl ein Vierzigsousstück hin, das auf Roth fiel. Roth kam heraus. Ich bemerkte nicht, daß ich gewonnen hatte und machte, ohne es zu wissen, ein Paroli. Es kam wieder Roth heraus und da Niemand mir sagte, ich möchte mein Geld wegnehmen, so glaubte ich

verloren zu haben und sah mechanisch dem Spiele zu, ohne den Gang desselben zu verstehen, besonders aber ohne zu glauben, daß ich unmittelbar dabei betheiligt sey.

»Deshalb wunderte ich mich sehr, als ich bei jeder neuen Tour eine gewaltige Aufregung unter den Umstehenden bemerkte und sah, daß Aller Augen sich auf mich richteten.

Endlich stieß mich der alte Herr mit dem Ellbogen und sagte:

»Aber Herr, wollen Sie denn mit aller Gewalt wieder verlieren?«

»Was verlieren?« fragte ich.

»Sehen Sie nicht, daß Roth eilfmal herausgekommen ist. Sie haben viertausend vierundneunzig Francs gewonnen. Um Gottes willen, jetzt halten Sie ein!«

»Alles das ist mein?« fragte ich.

»Allerdings.«

»Ich nahm meinen ungeheuren Gewinn an mich. Es war die höchste Zeit, denn das nächste Mal kam Schwarz heraus.

»Als ich fortgehen wollte, trat der alte Herr nochmals zu mir und sagte:

»Wenn Sie, werther Herr, mit meinen Winken zufrieden gewesen sind, so werden Sie auf mich nicht vergessen.«

»Ich warf ihm alle meine Münze hin und eilte mit den vier Banknoten hinaus. Ich war außer mir, berauscht, wahnsinnig. Ich konnte kaum an die Wirklichkeit des fabelhaften Glückes glauben, das mir zugefallen war, und um mich zu überzeugen, daß mich nicht ein Traum täusche, trat ich zu

einer Geldwechslerin und setzte das Papier in Gold um. Da erst als ich das edle Metall unter meinen zitternden Fingern fühlte, hatte ich die handgreifliche Gewißheit; ich hielt mich für reich, für einen Millionär; dies Geld, meinte ich, sey unerschöpflich und im Nothfall brauche ich ja nur in Nr. 113 zurückzukehren, um eben so viel und mehr zu gewinnen.

»Mein erster Gedanke und, ich muß es gestehen, der, welcher mich am glücklichsten machte, war der, daß ich sofort meine Schuld an Jean Paul abtragen könnte; aber es war kaum zehn Uhr und erst um eilf Uhr sollte ich ihn treffen.

»Zunächst miethete ich in einem hübschen Hôtel garni eine Wohnung für hundert Louisdor jährlich und bezahlte den ersten Monat voraus. Dann ließ ich mich in die »goldene Aehre« fahren. Sie, Herr Baron, werden sich von dieser entsetzlichen Kneipe keine Vorstellung machen können.«

»Sie irren sich, junger Freund,« entgegnete Herr von Maubert; »es gibt in Paris nichts, das ich nicht selbst kennen zu lernen gesucht hätte. Diese Neugierde liegt in mir; ich muß alles sehen, alles kennen lernen. Das Wirthshaus konnte meinen Nachforschungen nicht entgehen; ich habe es zweimal besucht.«

»In diesem Falle brauche ich es Ihnen nicht zu beschreiben.«

»Das ist allerdings nicht nöthig.«

»In einer dicken Rauchwolke bemerkte ich Jean Paul, der mit zwei Andern Brantwein trank.

»Wie geputzt!« rief er aus als er mich erkannte. »Du siehst ja aus als wärst Du ein Bojar oder handelst mit Wundwasser. Du blendest mich ganz!«

»Jean Paul war offenbar, wenn nicht betrunken, doch ziemlich angetrunken.

»Ich erinnerte mich dessen, was er mir Früh wegen seines Namens gesagt hatte, und so wendete ich mich mit den Worten an ihn:

»Ich habe etwas mit Dir zu reden, Carillon.«

»So sprich, Kleiner,« antwortete er.

»Ich muß es Dir unter vier Augen sagen.«

»Die Herren da sind Freunde.«

»Gleichviel; was ich mit Dir zu reden habe, geht nur Dich an und deshalb werde ich es auch nur Dir sagen.«

»Geheimnisse! Nun meinetwegen.«

»Jean Paul stand auf und trug sein Glas auf einen andern Tisch.

»Was Du da thust, ist sehr dumm,« sagte er als ich zu ihm gekommen war; »warum den Freunden etwas verheimlichen, wenn man mit ihnen a r b e i t e n soll?«

»Darin eben irrst Du Dich; ich will weder mit ihnen noch mit Dir a r b e i t e n.«

»Geh!«

»Gewiß.«

»Du nimmst also dein Wort zurück?«

»Ja.«

»Unwiderruflich?«

»Vollständig.«

»Donnerwetter!« entgegnete Jean Paul, indem er auf den Tisch schlug; »das ist nicht hübsch von Dir, und Du bist ein schlechter Kerl!«

»Ein schlechter Kerl?« wiederholte ich und sprang auf. »Warum sagst Du das, Jean Paul?«

»Weil es so ist. Diesen Morgen versprachst Du mir alles was ich haben wollte, weil Du mich brauchtest, um Dir einen neuen Anzug zu schaffen; jetzt hast Du Dir mit meinem Gelde einen gekauft und nun nimmst Du dein Wort zurück. Du hast mich geprellt und Freunde zu prellen ist schlecht.«

»Aber so höre mich doch an, und Du wirst einsehen, daß Du ganz umsonst klagst. Da!«

»Ich nahm eine Handvoll Goldstücke aus meiner Tasche und reichte Jean Paul einen Napoleonsdor.

»Noch mehr Geld!« sagte er, als er die Goldstücke in meiner Hand sah.

»Ich habe noch mehr.«

»Ah, und ich glaubte, Du wärst ganz abgebrannt. Du scheinst Gelegenheit gehabt zu haben allein zu arbeiten.«

»Nicht in dem Sinne, welchen Du mit diesem Worte verbindest.«

»So ist das Geld nicht gestohlen?«

»Nein.«

»Hast Du Staatspapiere?«

»Nein.«

»Hast Du eine Erbschaft gethan?«

»Auch nicht.«

»So kann ich es nicht errathen. Erkläre mir das Räthsel.«

»Ich habe gespielt und gewonnen.«

»So hattest Du doch Geld zum Spielen?«

»Mit vierzig Sous habe ich viertausend Francs gewonnen.«

»Das nenne ich mir Glück! Und nun willst Du wie ein großer Herr leben?«

»Allerdings.«

»Und nachher, wenn nichts mehr übrig ist?«

»So gewinne ich mehr.«

»Das ist sehr unsicher.«

»Ich glaube das Gegentheil.«

»Um so besser für Dich.«

»Ich danke.«

»Nun, wenn Du wieder in die Tinte gerathen solltest, denke an deine Freunde. Was ich Dir vorgeschlagen habe, gilt immer, und ich nehme Dich zu jeder Zeit in mein Geschäft auf. Es ist immer noch sicherer als das Spiel.«

»Ich danke Dir für dein Anerbieten, aber ich glaube nicht, daß ich es benutzen werde.«

»Wie Du willst.«

»Jean Paul reichte mir die Hand und ich verließ das Wirthshaus, um Besitz von meiner Wohnung zu nehmen.«

Die Liebe des Barons.

Hannibal schwieg und sah nach der Uhr, welche ihm gegenüber auf einem schwarzen Marmorsockel stand. Der Zeiger deutete auf ein Viertel nach Mitternacht.

»Mein Gott, Herr Baron,« sagte der junge Mann, »ich rede nun fast anderthalb Stunden; wie sehr muß ich Sie mit meiner Erzählung ermüdet und gelangweilt haben. Hoffentlich vergaßen Sie aber nicht, daß ich nur Ihrem Befehle gehorchte.«

»Junger Freund,« antwortete Herr von Maubert,

»ich danke Ihnen vielmehr, denn ich habe Ihnen mit immer zunehmendem Interesse zugehört und Ihre Erzählung wirkte auf mich wie ein origineller Roman. Ich könnte Ihnen die ganze Nacht hindurch zuhören.«

»O Sie sind zu gütig, Herr Baron, und ich bin fast zu Ende.«

»Desto schlimmer.«

»Desto besser, erlauben Sie mir zu bemerken. Beinahe sechs Wochen lang lebte ich so ziemlich wie ein reicher Mann; ich hatte meine Garderobe vervollständigt, nahm mir einen Wagen, besuchte die Theater, aß gut und besuchte die Harems; kurz, ich versagte mir nichts.«

»Mit Recht, denn der Genuß ist der Zweck des Lebens, der einzige wenigstens, den ich begreife und billige.«

»Allerdings, aber meine viertausend Francs nahmen bei dieser Lebensweise sehr rasch ab. Als ich nur noch fünfundzwanzig Goldstücke besaß, sagte ich mir, es sey Zeit meine Börse von neuem zu füllen und so kehrte ich in Nr. 113 zurück. Aber mein Glücksstern stand nicht mehr am Himmel. Ich verließ das Spielhaus ohne mein Geld. Am nächsten Tage entließ ich meinen Wagen, verkaufte meine Uhr und einen Theil meiner Garderobe und spielte nochmals. Wiederum verlor ich. Fortwährend blieb mir indeß die Hoffnung; so verkaufte ich meine übrigen Kleidungsstücke und behielt nur das, was ich auf dem Leibe hatte; ich zog aus meiner hübschen Wohnung aus, begab mich in ein schreckliches Hôtel garni und spielte wiederum. Auch diesmal verlor ich. Ich ging in den Temple, verkaufte die neuen Kleidungsstücke, die ich trug, und ein Trödler gab mir zwanzig Francs nebst dem was ich jetzt anhabe. Das war vor etwa acht Tagen. Ich eilte zum Spiele und gewann mit

meinen zwanzig Francs zehn Louisdor. Diese Woche hindurch hielt ich mich und konnte weder verlieren noch gewinnen. Gestern Abend endlich als ich in dem Spielhause ankam, fand ich alle Anwesenden in großer Aufregung. Roth war unerhörter Weise zwanzigmal hintereinander herausgekommen. — Das Glück will mir wieder wohl, dachte ich und warf meine zehn Luisdor auf Schwarz, das Roth kam zum einundzwanzigsten Male und — ich besaß keinen Sous mehr. Ich ging nach Hause. Heute Früh kam mein Wirth zu mir und verlangte Bezahlung auf eine Woche voraus, da die ersten acht Tage abgelaufen wären. Ich bat ihn zu warten; er aber wies mir die Thür. Ich ging, ich hungerte, hatte aber nichts zu essen. Der Tag verstrich, ich könnte aber nicht sagen in welcher Weise, denn ich war mir nur halb bewußt was ich that.

»Ich wollte zu Jean Paul gehen, aber dies schmachvolle Leben mit der Aussicht auf das Zuchthaus und vielleicht das Schaffot, erregte Grauen und Entsetzen in mir. Auf der andern Seite konnte ich mich nicht entschließen, nachdem ich einige Wochen lang ein genußreiches Leben geführt hatte, wiederum Contremarken zu verkaufen und Mütze und Blouse zu tragen. Besser der Tod, sagte ich mir, und mein Entschluß war bald gefaßt. Es war Abend geworden. Ich wollte noch einen letzten Blick auf alle Reize und Lockungen der Welt werfen, die ich für immer zu verlassen gedachte, und ging deshalb noch einmal in das Palais Royal. Das Uebrige wissen Sie, Herr Baron. Sie hielten mich auf der Schwelle des Todes zurück und ich frage Sie nun: was haben Sie mit mir vor?«

Der Baron nahm nach dieser Frage eine ernste Miene an und sagte mit liebevoller Stimme:

»Auf diese Frage, junger Freund, habe ich eine bestimmte und entschiedene Antwort zu geben. Der Zufall hat Sie mir gesandt und ich will Sie zu dem Sohne machen, den die Liebe mir versagt hat. Ich will die Pforten eines glücklichen und genußreichen Lebens weit aufthun vor Ihnen, ich will Sie durch alle Bande der Liebe und der Dankbarkeit an mich fesseln und für Sie mehr seyn, als ein Vater für den Sohn ist, denn Sie werden in mir keineswegs einen strengen und mürrischen Sittenrichter, sondern einen immer nachsichtigen Freund uno Vertrauten finden. Meine Börse soll Ihnen von heute an zur Verfügung stehen, wie Ihnen nach mir mein Vermögen zufallen wird. Mit dem aber, was ich Ihnen biete, glaube ich Ihnen wenig zu gewähren, denn ich verlange dafür Ihre Liebe, Ihre ganze Liebe. Wollen Sie mir dieselbe geben?«

Der Baron war aufgestanden und hatte die letzten Worte in heftigem, leidenschaftlichem Tone gesprochen.

»Ja, ja,« antwortete der junge Mann, den der so seltsame und unerwartete Auftritt bis zu Thränen rührte, »meine ganze Liebe gehört Ihnen.«

»In diesem Falle,« fuhr Maubert mit großem Schauspielertalent fort, »komm an das Herz deines Vaters, mein Sohn Hannibal!«

Hannibal sank in die offenen Arme des Barons und die beiden Männer hielten sich lange und fest umschlungen.

Der Sohn Martials gab sich ohne allen Nebengedanken der unermeßlichen Freude hin, die in ihm überströmte. Auf dem falschfreundlichen Gesichte des Herrn von Maubert dagegen las man den Ausdruck bitteren Hohnes und teuflischen Spottes, während er sich stellte als wische er eine Thräne, die gar nicht da war, aus dem linken Auge.

Niemals hat sich die großartige Gruppe von Mephistopheles und Faust satanischer und leibhaftiger verkörpert.

Der Baron machte der erheuchelten Zärtlichkeit und erlogenen Liebesäußerung zuerst ein Ende.

»Du mußt todmüde seyn, mein Sohn,« sagte er.

»Allerdings.«

»So ruhe aus; morgen Früh sprechen wir weiter von der Vergangenheit, namentlich aber von der Zukunft.«

»Ja, Herr Baron.«

»Nenne mich Vater.«

»Ja, Vater...«

»O, wie wohl thut mir dieser süße Name! Hannibal, wird werden glücklich seyn.«

»Ich glaube es, Vater.«

»Ich weiß es gewiß. Folge mir, mein Sohn.«

Der Baron nahm einen Armleuchter vom Tische, öffnete eine Seitenthür und trat in eine, mit Gemälden, Kunstgegenständen und Curiositäten reich ausgestatten Gallerie. Im Hintergrunde derselben öffnete er eine zweite Thür und führte Hannibal in ein kleines niedliches Zimmer, das mit großgeblumtem, blassen Seidenzeuge ausgeschlagen war und wie das Boudoir einer eleganten Dame aussah. Die Möbel und das Bett waren von Rosenholz und der Fußboden glich einer italienischen Mosaik von der schönsten Arbeit.

»Da ist vorläufig dein Zimmer,« sagte der Baron lächelnd; »es ist wohnlich, nicht wahr?«

»Ein Prachtzimmer!« entgegnete der junge Mann.

»Nein, nein; wir werden für Dich, mein lieber Sohn, ein besseres finden; heute Morgens wußte ich ja noch nicht, daß mir der Himmel diesen Abend einen Sohn senden werde.

Gute Nacht jetzt! Lege Dich nieder, schlafe und ruhe gut, denn wir haben morgen viel zu thun.«

Die beiden Männer umarmten einander nochmals und der Baron entfernte sich endlich.

Hannibal bemühte sich an die unbegreiflichen Vorgänge dieses Abends gar nicht zu denken, weil er den Verstand zu verlieren fürchtete. Er legte sich trotz seiner Aufregung nieder und schlief bald ein, aber sein Schlaf wurde durch wunderliche Träume gestört.

Anfangs war es ihm, als führe er seinen Selbstmordplan aus; er sah sich auf der Brücke stehen und fühlte wie er sich hinabstürzte und zwischen dem sternenbesäeten Himmel und dem dunklen Wasser der Seine schwebte. In dem Augenblicke aber, als er das kalte dunkle Wasser berührte, wurde es plötzlich hell leuchtend und funkelnd. Der Fluß hatte sich in einen Strom von Champagner verwandelt, in welchem statt der Fische gebratene Fasanen schwammen. Hannibal fühlte sich von Blumenketten emporgehalten, ging lustig über die Flut hin, und erreichte trockenen Fußes einen hübschen Tilbury, in welchem er Platz nahm. Kaum hatte er die weichen Kissen des leichten Wagens berührt, als er den Baron neben sich fand, der auf das Pferd peitschte, welches aber nur halb Pferd, zur andern Hälfte Drache war und mit fabelhafter Schnelligkeit dahinjagte. Nach einigen Augenblicken hielt der Wagen. Die beiden Männer befanden sich am Fuße einer Leiter, deren oberes Ende sich in den Wolken verlor. »Wir müssen hinauf!« sagte der Baron. »Also vorwärts!« antwortete Hannibal, und sie fingen an auf den Leitersprossen hinaufzuklimmen. Sie stiegen und stiegen, aber die Leiter schien sich unter ihren ermüdeten Füßen immer mehr zu verlängern. Schon lag die Erde wie

ein kleiner schwarzer Punkt unter ihnen. Das Ende oben war nicht zu sehen. Der Traum fing an beängstigend zu werden. Hannibal athmete schwer, seine Brust hob sich krampfhaft, — endlich hörte die Pein auf. Die Zauberleiter wurde eine Marmortreppe. Ein goldenes Thor, von dem blendende Strahlen ausgingen, öffnete sich vor den Ankommenden. Süße Wohlgerüche und liebliche Töne drangen ihnen entgegen. Der Baron nahm Hannibal an der Hand und führte ihn ein in die Wonnen des Paradieses Mahomeds —

Graf Raphael.

Es war neun Uhr Früh als Hannibal die Augen aufschlug.

Im ersten Augenblicke vermochte er sich weder von seiner neuen Lage noch von dem, was vorher geschehen war, noch von dem Orte, wo er sich befand, Rechenschaft zu geben; allmälig erst kehrte die Erinnerung zurück, und ein heiteres Lächeln spielte um seine Lippen als er flüsterte: »Ich begreife die ganze Sache nicht, aber das schadet auch nicht.«

Gleichzeitig sah er sich nach seinen Kleidungsstücken um. Sie waren verschwunden von dem Stuhle, auf den er sie gelegt hatte. An ihrer Stelle befand sich ein schöner Schlafrock, weite Nankingbeinkleider, ein Hemd von holländischer Leinwand mit Spitzenbesatz, seidene Strümpfe, ein griechisches Käppchen und gestickte Hausschuhe. Auf dem

Nachttische lag eine reizende Uhr mit ihrem Gehänge und einer goldenen Kette von der feinsten Arbeit. Ein Portefeuille von schwarzem Maroquin und eine rothseidene Börse waren die Nachbarn der Uhr. Hannibal griff zuerst nach der Börse. Sie enthielt fünfzig Louisdor. In dem Portefeuille lagen vier Banknoten, jede von fünfhundert Francs. Auf einem Papierblättchen standen die Worte: »Zu den kleinen Ausgaben meines lieben Sohnes Louis Hannibal.«

»Das gefällt mir besser und besser,« dachte der junge Mann; »mein Adoptivvater spielt seine Rolle ganz großartig, diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen.«

Gleich darauf trat der Baron auf den Fußspitzen ein. Als er sah, daß Hannibal wach war, trat er an das Bett, um ihm die Hand zu reichen und sagte:

»Ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen, mein Sohn, und zwar eine gute.«

»Ah!«

»Ich komme aus dem Findelhause . . .«

»Nun?«

»Ich habe da die umständlichste Nachricht erhalten . .«

»Und was erfuhren Sie?«

»Zuerst genau das, was Du mir gestern gesagt hast und dann . . .«

»Nun?«

»Daß nach deiner Entfernung aus dem Findelhause Niemand sich nach Dir erkundiget, Dich zurückgefordert hat.«

»Sie kündigten mir ja eben eine gute Nachricht an.«

»Allerdings.«

»Ich begreife dann nicht . . .«

»Dein Herz sollte mich errathen . . . Ich meines

Theils freue mich, Dich von den Deinigen gänzlich verlassen zu sehen; denn wenn Du eine reiche adelige Familie fändest, würde sie die erste Stelle in deinem Herzen einnehmen, und ich wäre Dir nichts. Verstehst Du nun, mein Sohn?«

»Guter Vater!« entgegnete Hannibal, indem er die Hand des Barons zum zweiten Male drückte; »und wäre ich der Sohn eines Königs, ich würde nie, nie aufhören Sie zu lieben!«

Der Baron that als wische er sich eine Thräne aus dem rechten Auge.

Im Vorbeigehen erwähnen wir, daß er nicht in dem Findelhause gewesen war und diese Lüge nur vorbrachte, um den jungen Mann zu hindern selbst Erkundigungen einzuziehen, was ihm denn auch vollkommen gelang.

»Nun stehe aber auf,« fuhr Herr von Maubert fort; »deine Lieferanten warten bereits im Vorzimmer.«

»Meine Lieferanten!«

»Allerdings; dein Schuhmacher, dein Schneider, dein Wäschelieferant u. s. w. Du wirst ein guter Abnehmer für sie seyn, denn ich bezahle die Rechnungen.«

Hannibal sprang aus dem Bett, fuhr geschwind in die Beinkleider und den Schlafrock, die wir erwähnt haben. Dann wurden die oben genannten Herren eingelassen. Sie hatten fertige Gegenstände mitgebracht, so daß Hannibal sofort eine vortreffliche Garderobe erhielt, bis das Weitere auf Bestellung nachgeliefert werden konnte.

Als er seine einfache elegante Kleidung angelegt hatte, konnte man unmöglich einen jungen Mann von mehr aristokratischer Haltung sehen. Auch war er so schön, daß der Baron ihn vor einen Spiegel führte und sagte:

»Sieh Dich an, mein Sohn, und sage mir ob ich nicht ein Recht habe, auf mein Werk stolz zu seyn, denn in etwas bist Du doch mein Werk.«

Hannibal bewunderte sich, antwortete aber nicht.

»Laß uns frühstücken,« fuhr Herr von Maubert fort, »dann wollen wir uns aufmachen, für Dich eine Wohnnng zu suchen.«

»Eine Wohnung?« fragte der junge Mann verwundert. »Soll ich nicht bei Ihnen bleiben?«

»Nein, denn in deinem Alter würdest Du zu weit entfernt von dem wirklichen Mittelpunkte von Paris seyn und dann führt ein junger Mann doch nothwendig ein Leben, das sich mit dem scheinbaren Ernste eines Mannes meiner Stellung nicht wohl verträgt. Obgleich wir aber nicht beisammen wohnen, werden wir einander doch alle Tage sehen und wenn Du mich oft zu kleinen heitern Abendessen und liebenswürdigen Partien von zwei Herren und zwei Damen einladest, ist der Schein gewahrt — für mich. Und was ist in der Welt nothwendiger und strenger erforderlich als den Schein zu wahren? Komm zu Tisch!«

Nach dem Frühstück stiegen der Baron und Hannibal in den Wagen und suchten eine Miethwohnung, die sie endlich auch zu hundert Louisdor jährlich, mit Stall und Remise, fanden. Zwei Tage später war sie reizend möblirt, der Keller reichlich mit vortrefflichen Weinen und die Schränke mit feiner Wäsche versehen. In der Remise stand ein allerliebstes Cabriolet, im Stall waren drei Pferde. Ein Diener, ein Jokey und eine Köchin bildeten das Dienstpersonal des jungen Mannes.

Am vierten Tage begleitete Herr von Maubert Hanni-

bal in diese Wohnung, welche allen Luxus, alle Gemächlichkeiten, allen Ueberfluß des Lebens enthielt.

»Da bist Du nun zu Hause,« sagte er, indem er ihn auf ein Sopha im Salon zum Sitzen nöthigte, »jetzt erlaube mir, daß ich Dir einigen guten Rath gebe.«

»Ich werde denselben befolgen, lieber Vater, als wären es Befehle.«

»Befehle! Ach Gott, sprich dieses abscheuliche Wort nicht aus.«

»Nun, ich höre Sie an wie einen Vater.«

»Noch lieber ist es mir, wenn Du mich wie einen Freund anhörst.«

»Auch das will ich thun.«

»Ich wünsche, daß Du so viel Geld als möglich ausgibst.«

»Das wird leicht seyn.«

»Ich wünsche, daß Du, wenn die Börse leer ist, Dich immer an mich wendest, nie an Andere.«

»Das verspreche ich Ihnen.«

»Ich wünsche, daß Du bei den besten Lehrern und fleißig Tanz-, Fecht-, und Reitunterricht nimmst.«

»Das wird geschehen.«

»Das Du nicht schlechte Gesellschaft besuchst, — Männergesellschaft, versteht sich. Die Frauen sind immer unseres Gleichen, sie mögen aus dem Salon gewählt, oder von der Straße genommen seyn.«

»Sie können vollkommen unbesorgt seyn.«

»Ich werde Dich bald in unsern Kreisen vorstellen; Du wirst da sehr gut aufgenommen werden, denn ich gedenke eine geheimnißvolle Geschichte von Dir zu erzählen die dein Glück begründen muß.«

»Eine Geschichte?«

»Ja. Ich werde das Gerücht verbreiten, Du wärest der natürliche Sohn eines regierenden Fürsten, der Dich später anerkennen werde und Dich mir anvertraut habe. Ich werde keinen Namen nennen, aber meine Erzählung mit einem so durchsichtigen Schleier umgeben, der leicht errathen läßt, indeß doch so dicht ist, daß man keine bestimmte Abläugnung erwarten kann.«

»Sie haben da einen vortrefflichen Einfall.«

»Nicht wahr? Es würde übrigens gut seyn, wenn Du deinen Namen ändertest, um die, welche Dich früher kannten, nicht auf Dich aufmerksam zu machen. Du kannst Dich z. B. Raphael nennen.«

»Recht gern.«

»Auch würde es gut seyn, wenn Du irgend einen Titel annähmest.«

»Welchen?«

»Gleichviel, Graf, Vicomte .... Gefällt Dir Vicomte?«

»Ganz gut.«

»Bleiben wir also dabei. Vicomte Raphael klingt ganz gut. Bestelle Dir solche Karten.«

»Gleich morgen.«

»Mit einer Krone in der linken Ecke.«

»Ja, ja.«

»Die letzte und wichtigste meiner Empfehlungen endlich ist diese: amüsire Dich viel und immer, denn wenn man alt wird, bereut man es bitterlich, daß man nicht seine ganze Jugendzeit dem Vergnügen gewidmet hat. Und nun auf

baldiges Wiedersehen. Ich werde um sechs Uhr im Palais Royal seyn; komm dahin, wir essen dort mit einander.«

Der Baron verließ seinen Schützling, den wir von nun an Vicomte Raphael nennen werden und dachte bei sich als er wieder in seinen Wagen stieg:

»Alles ist bereit! Alles vorgesehen. Ans Werk nun!«

Ein Frühstück.

Sechs Monate waren seit den Ereignissen, die wir erzählt haben, vergangen. Der Vicomte Raphael hatte die Zeit benützt, um sich in allen Leibesübungen zu vervollkommnen, die für die Erziehung eines vollkommenen Edelmannes durchaus nothwendig sind. Er ritt, stach, schoß und tanzte vortrefflich. Herr von Maubert hatte ihn dabei mit jedem Luxus, mit allen Genüssen umgeben, ihm seine Börse zur Verfügung gestellt und forderte ihn häufig auf, rücksichtslos hineinzugreifen.

Raphael war bis dahin wenig in die vornehme Gesellschaft gekommen, aber mit mehren jungen Männern ziemlich genau bekannt geworden. Die letztern, welche Herr von Maubert sorgfältig ausgewählt hatte, gehörten den hohen Classen der Gesellschaft an und zwar zu jenen sorglosen, verschwenderischen, demoralisirten »Söhnen guter Familien«, zu jenen im zwanzigsten Jahre blasirten Wüstlingen, welche die Hälfte ihres Lebens darauf verwenden, bei den Juden und Wucherern Geld zu suchen und die andere, das so theuer erlangte zu vergeuden, trotz ihrer abscheulichen Lebens-

weise und frühzeitigen Sittenderbniß aber die Formen der besten Gesellschaft beibehalten.

Der Baron wartete, ehe er seinen Adoptivsohn in die Welt einführte, bis der Umgang mit diesen liebenswürdigen Lebemännern ihm den aristokratischen Firniß gegeben, der ihm noch fehlte.

* * *

Es war ziemlich Mittag und mehre Personen befanden sich bereits in der zierlichen Wohnung des Vicomte, der an diesem] Tage ein Garçonfrühstück gab. Die Zahl der Gäste sollte zehn betragen, den Wirth selbst eingeschlossen. Noch drei fehlten, nemlich der Baron von Maubert und zwei Freunde Raphaels, Albert von Prie und Philipp von Lansac.

Albert von Prie, zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, der einzige Sohn eines Mitgliedes der hohen Kammer, der den Titel »Pair von Frankreich« und ein Vermögen von drei Millionen hinterlassen sollte, galt für einen der liebenswürdigsten jungen Männer von Paris. Er war geistreich, gebildet und — obgleich Verschwender und Wüstling, übertraf er doch die meisten seiner Genossen durch die Gaben seines Herzens und Geistes.

Ueber Herrn von Lansac haben wir nichts zu sagen.

Das Frühstück hatte um eilf Uhr stattfinden sollen und es fehlten jetzt nur noch wenige Minuten auf zwölf Uhr. Auch schalten die anwesenden Sieben, welche zum Zeitvertreibe Madeira tranken und Havannahs rauchten, auf die Nachzügler.

»Es ist unbegreiflich,« sagte Einer.

»Was mag sie abhalten?« meinte eine Andere.

»Hast Du sie denn auch wirklich eingeladen, Raphael?«

»Ich habe ihnen gestern früh geschrieben und mein Neger hat mir ihre Antworten gebracht. Da sind sie.«

»So begreife ich nicht.«

»Es schlägt zwölf Uhr und ich habe Wolfshunger.«

»Ich habe einen Gedanken.«

»Heraus damit!«

»Wir sind unter Freunden, nicht wahr?«

»Gewiß.«

»Nun, unter Freunden macht man nicht viel Umstände . . . Wenn wir uns nun zu Tische setzten, ohne länger zu warten? Was meinst Du, Raphael?«

»Ich wäre ganz eurer Meinung,« antwortete der Vicomte, »wenn nur die beiden Freunde fehlen; aber auch der Baron von Maubert soll kommen und obgleich sein Zögern unbegreiflich ist, so kann mich doch nichts vermögen, vor seiner Ankunft zu Tisch zu gehen.«

»Nun freilich,« sagte Graf von Salluces, »man ist ihm viel schuldig; er besitzt immer Louisdor und übt mancherlei Nachsicht.«

»Es freut mich, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt,« antwortete Raphael lächelnd.

»O, über ihn ist hier nur Eine Stimme; wir warten deshalb auch ohne Murren; sey nur so gut und laß uns einigen Zwiback geben; wir könnten den Magen vielleicht noch einige Zeit hinhalten, wenn wir davon in den vortrefflichen Madeira tauchen.«

Raphael wollte eben klingeln als die Thür geöffnet

wurde. Acajou, ein prächtiger Neger, gepudert und betreßt, erschien auf der Schwelle und rief: »Herr von Lansac!«

»Endlich Einer!« sagten mehre der ungeduldig Wartenden, und Einige gingen dem Kommenden entgegen, aber sie prallten auch sofort erstaunt und fast entsetzt zurück.

Herr von Lansac, ein groß gewachsener junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, der in seine Person verliebt und wegen seiner eleganten Kleidung bekannt war, erschien in höchst unordentlichem Anzuge und war leichenblaß. Ein abgerissener Rockschoß hing auf seinen hellfarbigen mit Blut befleckten Pantalons. Auch sein Hemd vorn und seine Manschetten waren blutig. Er sank sofort auf einen Stuhl und konnte anfangs auf die Fragen nicht antworten, mit denen man ihn von allen Seiten bestürmte: »Was gibt's? Woher kommst Du? Was ist Dir geschehen? Bist Du verwundet? Woher das Blut?«

Endlich richtete Herr von Lansac den Kopf empor und flüsterte:

»Es ist entsetzlich! entsetzlich!«

»Aber was? was denn?«

»Was ich gesehen habe, was geschehen ist, Freunde.«

»Ein Unglück?« fragte Raphael.

»Ein gräßliches Unglück!«

»Was hat Dich betroffen?«

»Mich persönlich nicht, aber uns Alle. Ihr erwartetet mich und Albert von Prie, nicht wahr?«

»Ja, aber ...«

»Albert wird nicht kommen ... er ist todt ... seit einer Stunde.«

»Todt?«

»Sein Blut seht Ihr an mir.«

»Ein Mord?«

»Nein, ein Zweikampf.«

»Mit wem und warum?«

»Ich will Euch Alles erzählen; erlaubt mir nur, daß ich mich einen Augenblick erhole und auf die Ankunft des zweiten Secundanten unseres armen Freundes warte.«

»Des zweiten Secundanten?«

»Des Baron von Maubert.«

»Wo ist er?«

»Er fuhr nach Hause, um die Kleider zu wechseln, wird aber sogleich hier seyn. Raphael, führe mich in dein Zimmer, damit ich mir das Blut von den Händen waschen kann, und leih' mir Wäsche und Kleider. In diesem Zustande kann ich unmöglich bleiben.«

»Komm mit mir,« antwortete der Vicomte.

Als er mit seinem Gaste verschwunden war, erschien Herr von Maubert. Das Gesicht desselben war ruhig, fast lächelnd und seine Toilette untadelhaft.

»Herr von Lansac ist wohl schon angekommen?« fragte er.

»Ja.«

»So wissen Sie die traurige Nachricht bereits, die wir bringen?«

»Wir kennen den Tod des armen Albert, sonst nichts; erzählen Sie, Herr Baron ...«

»Diese schmerzliche Aufgabe überlasse ich Herrn von Lansac,« entgegnete der Baron, »er war inniger mit Herrn von Prie befreundet als ich, und ihm kommt demnach die Leichenrede zu.«

In der Art, wie die letzten Worte gesprochen wurden, lag ein Anflug von Ironie, die indeß so verhüllt, übrigens unter diesen Umständen so unwahrscheinlich war, daß sie gänzlich unbemerkt blieb.

Der Baron nahm eine Cigarre, zündete sie an, und bis zur Rückkehr Raphaels und Lansac's herrschte fast tiefe Stille in dem Zimmer.

Der Vicomte drückte seinem Gönner liebevoll die Hand, dann trat er an den Camin und klingelte.

Der Neger erschien. Der Vicomte gab ihm ein Zeichen, auf das der Schwarze bejahend antwortete.

»Meine Herren,« sagte darauf Raphael, »wenn es Ihnen gefällig ist, in das Speisezimmer zu treten, das Frühstück ist bereit.«

Nach wenigen Minuten saßen die Neun an der glänzend besetzten Tafel. Nur ein Platz blieb leer und die Blicke wendeten sich unwillkürlich nach dem Stuhle, der für einen Gast bereit gestellt worden war, welcher früh noch lebenskräftig gewesen und nun bereits den ewigen Schlaf schlief.

Unter diesen trüben Eindrücken begann das Mahl.

Der Prolog eines Dramas.

Die Gäste, in deren Charakter Leichtsinn und Selbstsucht vorherrschten, suchten sich von dem trüben Eindrucke sobald als möglich frei zu machen. Nur Herr von Lansac, der zu tief erschüttert worden, als daß er sich so schnell hätte erholen können, blieb still und ernst.

»Lieber Philipp,« sagte Raphael nach einiger Zeit, »willst Du uns nicht endlich erzählen, was diesen Morgen geschehen ist ...?«

»Ich bin bereit dazu.«

»Halt!« fiel der Baron ein; »der Augenblick, diese traurige Geschichte zu erzählen, scheint mir nicht wohl gewählt zu seyn. Alles hat seine Zeit. Warum vom Blute reden, wenn der Champagner schäumt? Lassen Sie uns zuerst frühstücken, da wir zu diesem Zwecke hier sitzen. Ist das abgethan, dann können wir auch von den Todten reden.«

Man schenkte diesen Worten großen Beifall und bald trat die Heiterkeit ein. Selbst Herr von Lansac gab der allgemeinen Stimmung nach, was sich leicht erklärt, da er, um sich zu betäuben, mehr trank als die Andern.

Nach einer Stunde waren alle Anwesenden (mit Ausnahme des Barons, der weinfest zu seyn schien) in dem Zustande des Halbrausches, der bei wirklichen Lebeleuten selten in völlige Betrunkenheit ausartet.

Einige schienen aber doch nicht mehr recht zu wissen was sie sprachen und thaten, denn Einer erhob zum Beispiel sein Glas, leerte es in einem Zuge aus und rief:

»Der Todte soll leben!«

Alle Andern riefen den Toast lachend nach.

Lansac aber wurde durch diese frechen Worte an die Umstände erinnert, er stand, nicht ohne einige Anstrengung, auf und stammelte:

»Jetzt will ich Euch die Sache erzählen. Der Augenblick dürfte gut gewählt seyn, nicht, Herr Baron?«

»Erzählen Sie, wenn Sie wollen,« antwortete Maubert; »man wird nicht darauf hören.«

Lansac setzte sich wieder, hielt eine Hand über die Augen und schien seine unsicher umher schwankenden Gedanken sammeln und zusammen halten zu wollen. Dies führte ihm offenbar ein schreckliches Schauspiel wiederum vor Augen, denn seine Trunkenheit schwand plötzlich, und als er den Kopf wieder aufrichtete, war sein noch eben hochgeröthetes Gesicht wiederum leichenblaß geworden.

Ohne sich im mindesten um die geringe Aufmerksamkeit zu kümmern, welche ihm seine Zuhörer schenkten, begann er:

»Ich war gestern Abends zu Hause geblieben; ich hatte Migräne und wollte mich zu Bett begeben. Es war kaum zehn Uhr. Da wurde mit einem Male die Klingel an meiner Wohnung heftig gezogen; mein Diener ging um zu öffnen und gleich darauf stürzte Albert bleich mit stierem Blick und verworrenem Haar herein. — Was ists? fragte ich. — Hast Du fünfzigtausend Francs? fragte er. — Nein. — Kannst Du sie mir verschaffen? — Bis zu welcher Zeit? — Binnen einer Stunde, antwortete er und sah

nach der Uhr. — Was glaubst Du! Kaum in acht Tagen würde es mir möglich seyn, diese Summe aufzutreiben. — Es ist also unmöglich? — Ja. — Völlig unmöglich? — Völlig.

»Er sah von neuem nach der Uhr, reichte mir die Hand und flüsterte: Binnen einer Stunde bin ich todt. Dabei ging er nach der Thür zu. Ich eilte ihm nach und fragte: »Was ist Dir?« Er antwortete nicht. — Laß mich mit Dir gehen, setzte ich hinzu. — Geh mit, wenn Du willst, antwortete er. Ich zog rasch den Schlafrock aus und einen Rock an, und ging mit ihm fort. Vor der Thür hielt ein Wagen. Er stieg ein, ich ebenfalls. In der rechten Ecke bemerkte ich im Finstern eine weiße Gestalt, während eine von Schluchzen unterbrochene weibliche Stimme fragte: »Nun?« — Nichts! antwortete Albert. Er wiederholte das Wort zweimal. Dann bog er sich aus dem Wagen hinaus und rief dem Kutscher deine Adresse zu, Raphael.«

»Meine Adresse?« fragte der Vicomte. »Und Ihr kamt hierher?«

»Allerdings.«

»Ich war ausgegangen.«

»Ich weiß es wohl. Dann fuhren wir zu Herrn von Maubert und zu Euch allen, die Ihr mich jetzt hört.«

»Was wolltet Ihr?« fragte einer der jungen Herren.

»Fünfzigtausend Francs.«

Und ein allgemeines Gelächter begleitete diese Worte.

»Ihr lacht,« fuhr Lansac fort, »ich kann es Euch bei meiner Ehre zuschwören, daß es gar nicht lächerlich ist.«

»Kümmern Sie sich nicht um sie und erzählen Sie weiter,« rieth der Baron und Lansac fuhr fort:

»So schnell auch das Pferd lief, das uns in der Stadt umher zog, hatte uns doch das vergebliche Suchen eine ziemlich lange Zeit weggenommen und wir hörten es bald eilf Uhr schlagen. Da stieß die Dame, welche uns begleitete und bis dahin ununterbrochen geweint hatte, einen lauten Schrei aus. Albert saß neben mir und ich fühlte, daß er an alle Gliedern zitterte. Er bog sich von neuem hinaus und rief dem Kutscher zu: Straße Guénégaud Nr. 16. Fahr zu! Wenn das Pferd stürzt, bezahle ich es. Der Wagen rasselte weiter. Vor der neuen Brücke stieß mich Albert unwillkürlich mit dem Ellbogen, und ich hörte, daß er den Hahn an einer Pistole spannte. Was willst Du thun? fragte ich ihn leise. — Frage nicht, antwortete er, Du wirst es sehen. — Zwei Minuten später hielt der Wagen. Wir waren an Ort und Stelle. Albert sprang heraus, ohne den Tritt zu berühren. Ich folgte ihm. Wir standen vor dem Thore eines hohen düstern Hauses. Die Dame im Wagen schluchzte noch mehr.«

Ein Drama.

Es lag in der Erzählung des Herrn von Lansac etwas so Seltsames und Fesselndes, daß die Gäste Raphaels trotz der wachsenden Trunkenheit dem Erzähler bald alle Aufmerksamkeit zuwendeten, deren sie noch fähig waren. Er fuhr fort:

»Albert von Prie legte mit krampfhaftem Ungestüm die Hand auf den schweren eisernen Klopfer an der Thür;

aber er hatte ihn noch nicht niederfallen lassen können, als die Thür plötzlich aufging und wir einer dritten Person gegenüber standen, die ich in dem Scheine der Laterne sogleich erkannte. Es war ein Mann, den Ihr alle kennt, der Banquier William Stackpland..«

»Der eine so schöne Frau hat?« fiel Raphael ein.

»Ja,« antwortete Lansac, »die Frau, die so schön ist, daß man sie allgemein die schöne Engländerin nennt. — Der Banquier sah so verstört aus wie Albert und als er uns erblickte, prallte er so hastig zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten. Diese erste Bewegung dauerte indeß nicht länger als eine Secunde; der Rückschlag war entsetzlich. So bleich das Gesicht Stackpland's gewesen, so roth wurde es; seine Augen erhielten einen schauerlichen Ausdruck, er trat einen Schritt vor, und stürzte sich so ungestüm auf Albert, daß ich nicht Zeit hatte dazwischen zu treten, schlug ihn auf beide Wangen und rief ihm zu: Schuft! Schuft! Ich konnte vor Staunen mich nicht rühren. Ich hörte wie Albert mit den Zähnen knirschte. Er sagte kein Wort, griff aber nach dem Pistol, das er in der Hand hatte, und richtete es nach der Stirn des Banquier.

Ich schloß unwillkürlich die Augen, da ich aber den erwarteten Schuß nicht hörte, schlug ich sie wieder auf. Stackpland hatte die Arme über der Brust übereinander geschlagen und sagte mit einem Lachen, dessen schauerlichen Ausdruck ich in meinem Leben nicht vergessen werde: Ermorden Sie mich, Herr, damit die letzte Heldenthat Ihr Werk kröne. Zu meiner großen Verwunderung senkte Albert die Waffe und antwortete dumpf: Sie haben Recht, so darf das Ende nicht seyn. Wann sehen wir uns? — Morgen. — Wo? — In Vincennes. — Wann! — Um

acht Uhr früh. — Die Waffen? — Pistolen. — Ich werde zu Diensten seyn. — Nach diesen Worten legte Stackpland die Hand an seinen Hut und ging mit raschen, unregelmäßigen Schritten von dannen. Als er an dem entgegengesetzten Ende der Straße verschwunden war, trat Albert an den Wagen, sah hinein und kam mit den Worten zu mir zurück: Sie ist ohnmächtig, das Beste freilich was ihr geschehen konnte. Sie leidet wenigstens in dieser Zeit nicht.«

»Das Thor war unterdeß offen geblieben. Albert ging hinein und ich folgte ihm. Plötzlich blieb er stehen und sagte zu mir: Ich bitte Dich, folge mir nicht. — Warum? fragte ich. — Weil ich allein zu verantworten haben will, was ich thun werde. — Was Du thun wirst? Was willst Du thun? — Eine Handlung, die Jedermann begreifen und billigen muß, die aber das Gesetz ein Verbrechen nennt. — Ein Verbrechen? — Ja, einen Mann will ich morden oder vielmehr eine Schlange zertreten.

»Ich wollte weiter sprechen, Albert ließ mir aber nicht Zeit. Keinen Rath! sagte er. Keine Predigt! Sie nützen nichts; bleibe hier. — Ich folge Dir. — Nun, wenn Du durchaus willst, so komm mit.

»Albert ging weiter, ohne ein Wort hinzu zu setzen. Als wir vor dem Stübchen des Hausmeisters vorüber kamen, aus dessen Fenster ein schwaches Licht schimmerte, rief uns eine schläfrige heisere Stimme zu: Zu wem wollen Sie? — Zu Jacob Ismael, antwortete mein Begleiter und seine Stimme bebte bei diesem Namen. Er ist ausgegangen, antwortete die heisere Stimme. — Nein, entgegnete Albert; »wir begegneten auf der Straße eben

Einem, der von ihm kam. — Das ist wohl möglich. Gehen Sie hinauf und überzeugen Sie sich selbst. Im vierten Stock, rechts, wie Sie wissen.

»Albert, der im Hause bekannt zu seyn schien, fand tappend eine Klingelschnur, gab sie mir in die Hand und sagte: Klingle, anfangs leise; ich könnte es nicht. — Ich that wie er verlangte, aber Niemand kam. Stärker! sagte Albert. Ich klingelte stärker, aber ebenfalls vergebens. Das dauerte ungefähr fünf Minuten. Albert ging unterdeß mit großen Schritten auf dem Vorsaal auf und ab und schlug sich öfters an die Stirn oder auf die Brust. Bisweilen blieb er stehen und horchte, da er ein Geräusch darin zu hören meinte; aber alles blieb stille. Endlich konnte er seine Ungeduld und seinen Zorn nicht länger beherrschen; er riß mir die Klingelschnur aus der Hand und zog so heftig daran, daß sie abriß. Dann rüttelte er muthig an der Thür und pochte zugleich gewaltig mit seinen Stiefeln daran. Die Thür gab einen dumpfen metallischen Ton von sich. Sie war offenbar mit Eisen beschlagen und so fest, daß sie nicht zertrümmert werden konnte. Albert ließ trotz dem nicht ab. Der Lärm zu dieser Stunde erregte Aufsehen. Ueberall zeigten sich ängstliche oder zornige Gesichter. Unsere Lage wurde kritisch. Man rief: Holt die Wache! die Wache! und wir konnten recht wohl verhaftet werden. Ich zog Albert mit mir fort, die Treppe hinunter. Auf der Straße trat er wieder an den Wagen. Die Thür desselben stand offen und der Kutscher, der vom Bock gestiegen war, sagte: Herr, die Dame ist nicht mehr da. — Wo ist Sie? fragte Albert zitternd. — Dort unter am Ende der Straße sieht man sie noch. Sie wollte durchaus aussteigen. Sehen Sie, wie sie läuft? Man erkannte

allerdings in der Ferne eine weiße Gestalt, die sich rasch entfernte.

»Die Unglückliche!« sagte Albert. »Wohin läuft sie? »Komm geschwind ihr nach!«

»Wir liefen ihr nach, aber sie war uns zu weit voraus. Als wir das Ende der Straße erreichten, befand sie sich bereits an der Flußmauer.

»Fanny! Fanny!« rief Albert. »Ich bin's! warte!«

»Die Dame hörte ohne Zweifel diese Worte, denn sie schien zu zögern und drehte sich nach uns um. Leider dauerte ihr Zögern nicht lange. Die Fliehende erreichte die Flußmauer und stieg darauf. Dann hörten wir einen Körper in das Wasser stürzen..«

»Als wir an Ort und Stelle kamen, sahen wir in den hochangeschwollenen Fluß hinein. Alles war verschwunden. Um uns her herrschte die tiefste Dunkelheit und nichts deutete auf die Stelle, in welcher die Dame in die Fluten gesprungen war. Aus der Brust Alberts wand sich ein verzweiflungsvolles Aechzen. Er wollte nachspringen; ich errieth aber seine Absicht, umfaßte ihn und hielt ihn zurück. Es entstand ein Kampf. Mein Widerstand machte ihn halb wahnsinnig und er schlug mich, um sich von mir loszumachen. Ich klammerte mich aber fest an ihn und gab ihm jeden Schlag zurück, um seine Kräfte zu brechen. Seine Aufregung aber hatten dieselben verdoppelt. Ich mußte besiegt werden und ich konnte es also nur noch mit der Ueberredung versuchen.

»Du willst sterben, sagte ich; denkst Du denn nicht daran, daß dein Leben Dir nicht gehört, da Du Dich morgen schlagen sollst?«

»Diese Worte machten einen zauberischen Eindruck auf ihn. Er hörte auf sich zu sträuben und bald sank er mir ohnmächtig in die Arme.

»Der Wagen war unterdeß herangekommen; ich hob meinen Freund hinein und befahl dem Kutscher, uns sogleich in meine Wohnung zu bringen.«

Beutelschneiderei.

»Solche Dinge geschehen in Paris im Jahre 1825?« sagte Raphael. »Und man behauptet, die Melodrame wären unwahrscheinlich? Aber wer ist jener Jacob Ismael, den der arme Albert durchaus ermorden wollte und wer ist die räthselhafte Dame, die sich ertränkte?«

»Geduld!« antwortete Lansac. »Ihr werdet alles erfahren. Ich erzähle weiter.«

»Mit Hilfe des Kutschers und meines Dieners brachte ich den noch immer ohnmächtigen Albert in mein Zimmer und legte ihn angekleidet auf ein Bett. Ich rieb ihm die Schläfe mit Essig, ließ ihn an ein Flacon riechen, das eine hübsche Frau einmal bei mir vergessen hatte und nach wenigen Augenblicken verrieth ein tiefer Seufzer, daß Albert wieder zu sich komme. Er schlug die Augen auf, richtete sich empor und sah wie irre um sich; aber das Gedächtniß kehrte bald wieder und ein Thränenstrom erleichterte den Armen.«

»Thränen!« unterbrach den Erzähler Einer der Anwesenden, der Graf von Salluces. »Du machst uns etwas vor. Ein Mann kann und darf nicht weinen und Albert

zu Ehren behaupte ich, daß Du uns einen Bären aufbinden willst.«

»Du verstehst also die Thräne nicht?« fragte Raphael.

»Nein.«

»Du könntest niemals weinen?«

»Nein, nein!«

»Auch bei dem Tode deines Vaters würden Dir die Augen trocken bleiben?«

»Wenn mein Vater stirbt, erbe ich achtzigtausend Francs Renten, d. h. achtzigtausend vortreffliche Trostgründe, die meinen Schmerz völlig heilen.«

»Auch deinen Bruder würdest Du nicht beweinen?«

»Gewiß nicht. Wenn er stürbe, wäre ich ja einziger Sohn.«

»Und deine Geliebte.«

»Welche Frage! Ist die Eine dahin, bekommt man eine Andere. Und Mannigfaltigkeit gibt allen Dingen Reiz.«

»Salluces hat Recht,« sagte der Baron von Maubert ernsthaft. »Wozu nützen auch die Thränen? Können sie uns das Verlorene zurück geben? Nein. Es ist also eine Thorheit zu weinen und die Thränen Alberts geben meiner Ansicht nach einen Beweis von seinem schwachen Charakter.«

»Nun, so nehmt die Thränen wie Ihr wollet,« sagte Lansac, »und folgert beliebig daraus. Ich erzähle nur was ich gesehen habe.

»Albert weinte, ich wiederholte es, und er weinte lange. Als er sich endlich etwas beruhiget hatte, richtete ich viele

Fragen an ihn und seine Antworten erklärten mir was seit zwei Stunden vor mir geschehen war.

»Vor allen Dingen muß ich Euch sagen, daß Albert der Geliebte der Madame Stackpland war.«

»Ah!« fielen mehre der Zuhörer ein.

»Freilich. Ihr ahntet nichts davon, mir war die Sache ebenfalls unbekannt, aber der arme Albert hatte die traurige Manie, seine Geliebten nicht um ihren Ruf bringen zu wollen.«

»Allerdings, die Discretion gehörte auch zu seinen Fehlern.«

»Wenn ich nicht mit ihr paradiren soll,« meinte Salluces, »so liebe ich eine Herzogin weniger als ein gewöhnliches Mädchen.«

»Albert war darin anderer Meinung und er befand sich da in seinem Rechte, denn Jeder nimmt das Vermögen wie es ihm gefällt. Ihm machte es Vergnügen, Madame Stackpland insgeheim zu lieben und ihr Verhältniß dauerte ein Jahr, als die schreckliche Entwickelung eintrat, die ich Euch zu erzählen habe.

»Ihr wißt, daß die sogenannten tugendhaften Frauen, die nichts kosten, eigentlich die theuersten sind, wegen der »Repräsentation,« die sie von ihrem Liebhaber zu fordern ein Recht haben.

»Albert, dessen Vermögen bis zum achten Theile verbraucht war, konnte seine Lebensweise nicht lange fortsetzen. Er gerieth in Schulden und Jemand hatte den unseligen Einfall, ihn an den jüdischen Wucherer Jacob Ismael zu weisen, der gefällig war und ihm für seine sehr unsichern Wechsel eine bedeutende Anzahl guter Banknoten gab.

»Alles ging demnach ganz gut und vielleicht hätte kein Wölkchen den Himmel der Liebenden getrübt, wenn nicht Madame Stackpland, wie die meisten Frauen, eine wahre Schreibewuth besessen hätte. Sie begnügte sich nicht mit den zärtlichen Worten, die sie ihm unter vier Augen sagen konnte, sie schrieb ihm auch eine große Menge kleiner Liebesbriefe, denen sie allerdings die kluge Empfehlung beifügte, sie sofort zu verbrennen. Leider kam unser Freund diesem weisen Rathe nicht nach. Er sammelte die kostbaren Briefchen seiner Geliebten und bewahrte sie sorgsam in dem Portefeuille, das er immer bei sich trug. Daraus floß alles Unglück.

»Unser armer Freund gab, wie Ihr alle wißt, das Geld aus, ohne es zu zählen. Eines Tages nun, als sich das Geldbedürfniß wiederum fühlbar machte, wendete sich Albert von Neuem an den Juden. Das war vorgestern. Ismael willigte ein, ihm die verlangte Summe zu leihen, aber nur unter der Bedingung, daß Albert ihm an diesem Abende ein gutes Abendessen gebe. Mit einem Wucherer zu soupiren ist allerdings kein Genuß, aber das Sprichwort sagt: Noth kennt kein Gebot und Albert ging auf die Bedingung ein.

»Was bei jenem Souper geschehen ist, konnte mir Albert nicht mit Bestimmtheit sagen, denn er hatte kaum zwei oder drei Gläser Wein getrunken, so fühlte er sich unbegreiflich berauscht und dem Rausche folgte bald der Schlaf. Als er erwachte, befand sich das Portefeuille mit den Briefen der Madame Stackpland nicht mehr in seiner Tasche. Keiner dieser Briefe war unterzeichnet und so konnte er nicht wohl an einen Diebstahl denken; auch ärgerte er sich im Anfange mehr als es ihn besorgt machte. Er eilte indeß

zu Jacob und da sagte man ihm, er sey nicht zurück gekommen. Albert ging nach Hause und legte sich zu Bett. Am andern Morgen zeigte sich die Wahrheit. In Verzweiflung erschien Madame Stackpland bei ihm. Sie hatte einen Brief erhalten, der etwa folgendermaßen lautete: »Madame, der Zufall hat mir alle Ihre Briefe an Herrn Albert von Prie in die Hände gegeben. Sie haben einen unermeßlichen Werth und ich bin deshalb entschlossen, Gewinn aus denselben zu ziehen. Doch werde ich dabei alles thun, was Ihnen angenehm seyn kann. Herr Stackpland würde die achtundzwanzig Briefe, die ich besitze, bereitwillig mit fünfzigtausend Thalern bezahlen, Ihnen aber gebe ich den Vorzug unter für mich minder günstigen Bedingungen. Das Portefeuille mit seinem Inhalte wird unter Couvert demjenigen übergeben werden, welcher mir heute vor acht Uhr Abends hunderttausend Francs in Ihrem Namen zahlt. Hunderttausend Francs sind für Sie, die Frau eines der reichsten Banquiers von Paris, ein unbedeutendes Opfer und ich bin deshalb überzeugt, daß Sie nicht zögern werden. Wenn ich um acht Uhr die hunderttausend Francs nicht habe, werden die Briefe halb eilf Uhr an Herrn Stackpland verkauft. Abschlägige Zahlungen nehme ich nicht an. Ich habe die Ehre u. s. f. Jacob Ismael.«

Die Entwickelung eines Drama.

»Die Wahrheit enthüllte sich also,« fuhr der Erzähler fort. »Offenbar hat der Jude unsern Freund nur Gold geliehen, um ihn in eine Schlinge zu locken, ihm die Briefe seiner Geliebten zu stehlen und mit Hilfe derselben eine Geldprellerei zu betreiben.

»Madame Stackpland hatte alle ihre Juwelen mit sich gebracht und hoffte durch den Verkauf derselben die nöthige Summe zur Befriedigung des Wucherers zu erlangen.«

»Albert befand sich in der schrecklichsten Lage, in die ein ehrlicher Mann kommen kann. Die Frau, welche er mit Leidenschaft liebte, war bereits halb verloren, durch seine Schuld allein verloren und er konnte nichts thun, um sie zu retten, um ihr beizustehen, denn seine Geldmittel waren erschöpft bis auf die paar Banknoten, die er am vorigen Abend von dem Juden empfangen hatte und auf sein Mobiliar würde ihm Niemand irgend eine ansehnliche Summe haben leihen wollen. Uebrigens gebrach es dazu auch an Zeit. Albert nahm die Juwelen der Madame Stackpland und ging fort, um sie zu verkaufen; aber überall, wo er erschien, schämte man sich nicht, ihm einen Preis zu bieten, der kaum ein Drittel des wirklichen Werthes war. So verging ein Theil des Tages in vergeblichen Bemühungen. Gegen Abend endlich fand man Jemanden, der sich mit hundert Procent Gewinn begnügte und Albert die Summe von fünfundvierzigtausend Francs zahlte. Ein Tapezierer gab

ihm überdies zweitausend Francs für seine Möbel, was mit dem Gelde von dem Juden fünfzigtausend Francs voll machte. Aber das war erst die Hälfte der geforderten Summe. Albert begab sich zu Jacob, um ihm das zu bieten, was er zusammen gebracht hatte und ihn zu ersuchen, wegen des Restes eine Frist zu gewähren.

»Jacob war nicht zu Hause oder, was dasselbe war, wollte mit Niemanden sprechen. Seine Thür blieb verschlossen.

»Albert kehrte nun zu Madame Stackpland zurück, die ihn in der Angst der Verzweiflung erwartete und begann seine Wanderungen von Neuem. Zuerst begab er sich zu Herrn von Maubert, den er nicht antraf.«

»Leider,« fiel der Baron ein, »denn ich hätte mich glücklich geschätzt, ihn aus der Verlegenheit zu befreien.«

»Daran zweifeln wir nicht,« antwortete der Erzähler, »wir kennen ja Alle schon seit langer Zeit Ihr edelmüthiges Wohlwollen.« Dann fuhr er fort:

»Sobald auch dieser Versuch mißlungen war, kam er zu mir. Die schrecklichen Folgen unsers Besuchs im Hause des Juden habe ich Euch bereits erzählt.

»Ich brauche Euch nicht zu schildern, wie die Nacht verging. Sobald der Tag anbrach, ersuchte mich Albert zu Herrn von Maubert zu gehen und ihn zu bitten, ihm zu secundiren. Er stellte sich uns sogleich zur Verfügung. Wir fuhren nach Vincennes, wo Herr Stackpland sich bereits befand, obgleich wir eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit eintrafen. Der Banquier trat uns sogleich entgegen. Er sah ruhig und würdevoll aus, was er aber gelitten hatte, konnte man an seiner Todtenblässe erkennen. Die eine Nacht

hatte Runzeln in sein vorher noch elfenbeinglattes Gesicht gezogen.

»Mein Herr, sagte er zu Albert ruhig, aber doch mit unsicherer Stimme, ehe wir zu einem Kampfe schreiten, der ohne Zweifel Einem von uns Beiden, vielleicht Beiden den Tod gibt, verlangt mein Gewissen als ehrlicher Mann, daß ich eine Frage an Sie richte.

»Sprechen Sie, stammelte Albert.

»Herr Stackpland schien zu zögern, er wurde indeß seiner Bewegung völlig Herr und sagte: Seit gestern . . . ist die unglückliche Frau . . . die Sie ins Verderben gestürzt haben, in meinem Hause nicht erschienen. Was ist aus ihr geworden?

»Albert bedeckte sein Gesicht mit den Händen und konnte nicht antworten.

»Ich nahm Herrn Stackpland bei Seite und erzählte ihm was vorgegangen war.

»Arme Fanny! Arme Fanny! murmelte er, indem er die Augen gen Himmel hob; dein Vergehen war groß, deine Strafe aber schrecklich. Möge Gott Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe! — Nach einer Pause setzte er hinzu: Ich stehe Ihnen zu Diensten, meine Herren.«

»Was auch Salluces sagen, wie er spotten möge, ich erkläre doch hier vor Euch allen, daß mich diese große edle Einfachheit des Schmerzes tief ergriff und mir die Thränen in die Augen traten.«

»O, ich nehme eben so innigen Antheil an dem ehelichen Unglückes dieses — Mannes als Du,« entgegnete Salluces spottend.

Lansac zuckte die Achseln, Raphael reichte ihm die Hand.

»Die Duellbestimmungen, welche die Secundanten des Engländers verlangten, waren einfach, aber schrecklich. Die beiden Pistolen sollten geladen und die Duellanten zehn Schritt von einander gestellt werden, mit dem Recht auf einander zugehend nach Belieben zu schießen, nachdem einer der Secundanten zum dritten Male in die Hände geklatscht. Es war also neunundneunzig gegen eins zu wetten, daß beide Gegner fallen würden. Die Pistolen wurden geladen. Die Duellanten nahmen ihre Stellung. Herr von Maubert empfing die peinliche Aufgabe das Signal zu geben. Gleich darauf schoß Albert fast ohne zu zielen. Herr Stackpland wankte, ohne aber zu fallen und ging auf den Gegner zu. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Albert erwartete ihn mit gekreuzten Armen. Der Banquier, den das Blut aus seiner großen Wunde überströmte, schritt langsam weiter. Als er noch drei Schritte von Albert war, blieb er stehen. Er konnte offenbar sich nicht mehr aufrecht halten und die Kräfte verließen ihn. Ich hoffte, daß er fallen werde, aber es geschah nicht. Er hob die Waffe in der Richtung nach dem Kopfe seines Gegners, der ihn ohne Zittern ansah. Ein halbes Lächeln trat auf die bleichen Lippen des Engländers, als er mit den Worten abdrückte: Fanny, ich räche Dich! Gleichzeitig brach er selbst zusammen und röthlicher Schaum trat aus seinem Munde heraus. Er starb. Unser unglücklicher Freund sollte länger leiden. Die Kugel war ihm durch den Hals gegangen und er stürzte gleichzeitig mit Stackpland. Sein Todeskampf war gräßlich. Er konnte kein Wort sprechen, wälzte sich aber in seinen entsetzlichen Schmerzen anf der blutbefleckten Erde und stieß herzzerreißende Jammertöne aus. Er wollte sich aufrichten und klammerte sich an meinen Rock, den er mir zerriß. Seine Augen

rollten gräßlich in ihren Höhlen und die Zähne schlugen klappernd aufeinander. Endlich wurde sein Jammern schwächer, seine Glieder streckten sich und — er hatte aufgehört zu leiden.«

— — — — — — — — — —

Den letzten Worten des Erzählers folgte eine kurze tiefe Stille. Salluces aber zuckte bald die Achseln, schüttelte den Kopf als wolle er abschütteln, was er doch wohl auch empfand wie die Uebrigen und sagte:

»Nun ja, es ist alles recht traurig, aber was können wir dabei thun? Alle haben sich gut bei der Sache benommen und wenn wir einen ganzen Tag lang trostlos seyn wollten, unsere Thränen und Wehklagen würden die Todten nicht wieder lebendig machen. Und übrigens, denke ich, dürfte es gut seyn, wenn wir unser Mitleid für uns selbst aufsparten, denn da wir alle des Glaubens sind: die Frauen unserer Freunde sind unsere Frauen, so kann jedem von uns heute oder morgen oder übermorgen ganz dasselbe begegnen. Habe ich Recht oder nicht? Redet aufrichtig.«

»Du hast offenbar Recht,« sagten Einige.

»So hol' der Teufel die Traurigkeit! Lasset uns singen:

Hat uns der Tod,
Hat er uns immer,
Sagt ein gar weiser Spruch!

»Und nachher laßt uns von etwas Anderem reden! Raphael, laß Punsch machen.«

Der Vicomte winkte seinem Schwarzen und nach einigen Augenblicken leckten die bläulichen Flammen des Rums an

den Rändern einer großen silbernen Bowle. Dieses Ableitungsmittel und die Späße des Grafen von Salluces brachten die Unterhaltung bald wieder in das frühere heitere Geleise. Man sprach von allem, was man unter jungen Lebemännern bespricht und man amüsirte sich prächtig. Dann nahm Salluces, der gegen seine Gewohnheit sich sehr geschont hatte, Herrn von Maubert bei Seite und sagte:

»Herr Baron, nur zwei Worte.«

»Was wünschen Sie?«

»Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen?«

»Wenn ich kann, recht gern.«

»Sie können es. Borgen Sie mir Geld zu einem Paar Braunen, die zu verkaufen sind, und zu einem Schmuck für meine Tänzerin Antonia. Eine Kleinigkeit.«

»Eine Kleinigkeit?«

»Ja, fünfhundert Louisdor.«

»Ah!«

»Nun, lieber Baron, können und wollen Sie?«

»Ihre Frage bringt mich wirklich in Verlegenheit.«

»Warum?«

»Wenn ich es Ihnen abschlage, so werden Sie die Gründe wissen wollen . . .«

»Allerdings.«

»Und meine Antwort könnte Ihnen und mir unangenehm seyn.«

»So schlagen Sie mir also die Bitte ab?«

»Leider ja.«

»Ich erwarte die Erklärung dieses Verfahrens, das mich, ich gestehe es, überrascht.«

»Die Erklärung ist sehr einfach; ich habe nemlich kein baares Geld.«

»Sie spaßen, Baron. Vor kaum einer Stunde versicherten Sie, daß Sie mit Vergnügen Albert von Prie aus der Verlegenheit geholfen haben würden.«

»Allerdings und da Sie in mich dringen, so will ich Ihnen die — wahre Wahrheit sagen.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Wenn ich Herrn von Prie Geld geliehen hätte, würde ich es wieder erhalten haben, während Sie . . .«

»Halten Sie mich für einen Spitzbuben?«

»Nicht im mindesten. Es würde Ihnen immer an Zeit und Gelegenheit fehlen, keineswegs an gutem Willen. Da ich nun ein Mann aus zu guter Gesellschaft bin, um von meinen Freunden jemals das zu verlangen, was ich Ihnen einmal zur Verfügung gestellt, so würden wir Beide mit der Zeit diese Schuld vergessen . . .«

»Baron!« fiel Salluces lebhaft ein.

»Ereifern Sie sich nicht,« unterbrach ihn Herr von Maubert. »Sie brauchen Geld, sagen Sie; nun ich kann Ihnen helfen, ohne in die Börse zu greifen.«

»Wie so?«

»Indem ich Ihnen Jemand nenne, der einen Wechsel von Ihnen nehmen wird.«

»Ein Wucherer?«

»Das ist er so eigentlich nicht; der Mann discontirt und soll ehrlich seyn.«

»Baron, mich kennen sie alle und ich fürchte . . .«

»Ich weiß, daß man Sie kennt. Der aber, den ich Ihnen nannte, wird so coulant seyn und er wird Ihnen Geld geben.«

»Sie kennen ihn?«

»Nicht persönlich, habe aber viel von ihm gehört.«

»Sein Name?«

»Van Gripp.«

»Ein hübscher Name!«

»Allerdings ein charakteristischer.«

»Und er wohnt? . . .«

»Auf dem Boulevard St. Martin; die Hausnummer kenne ich nicht, aber es ist ziemlich dem Theater gegenüber und Jedermann dort wird Ihnen das Haus zeigen.«

»Aber der Van Gripp wird unverschämte Zinsen verlangen.«

»Was schadet Ihnen das?«

»Was mir das schadet?«

»Sie brauchen ihm ja nur das Capital nicht wieder zu zahlen. Da werden die Zinsen schon um Vieles geringer.«

»Ein guter Gedanke! Ich werde ihn benutzen.«

»Es wird Ihr erster Versuch nicht seyn.«

»Sie sind heute sehr zum Spotten geneigt.«

»Nicht mehr als gewöhnlich.«

»Nun, ich zürne Ihnen nicht und wenn Van Gripp mir seine Casse aufthut, werde ich Ihnen mit ganzem Herzen danken.«

»Dazu haben Sie keine Ursache. Ich hasse die Leute, die solche Discontogeschäfte machen und freue mich immer, wenn ich eine Gelegenheit finde, ihnen einen schlechten Kunden zuzuweisen.«

»Immer noch, Baron!«

»Stets, mein Lieber.«

»Es ist Ihnen gegenüber nicht möglich, das letzte

Wort zu bekommen. Uebrigens werde ich Ihren Rath benutzen und morgen zu Van Gripp gehen.«

»Noch etwas. Ich habe gehört, man träfe ihn nur zwischen zwölf und zwei Uhr an.«

»Sehr wohl. Ich werde Mittags zu ihm gehen.«

Wenige Augenblicke nach dieser vertraulichen Unterhaltung entfernten sich die Gäste allmälig. Der Baron, der zuletzt geblieben war, sagte im Fortgehen zu Raphael:

»Ich habe etwas Ernstes mit Dir zu reden und werde morgen früh um zehn Uhr zu Dir kommen. Warte auf mich.«

»Ich werde zu Hause seyn.«

Der Zweck der Liebe.

Zur bestimmten Stunde am andern Morgen trat Herr von Maubert bei Raphael ein.

»Der Herr Vicomte ist nicht allein,« sagte der Mohr bedeutungsvoll blinzelnd.

»Gleichviel,« antwortete der Baron, der an die Thür des Schlafzimmers trat und klopfte.

»Wer da?« fragte Raphael.

»Ich!« entgegnete der Baron.

»Treten Sie ein.«

Herr von Maubert öffnete die Thür.

Man hörte einen kleinen weiblichen Schrei und ein Mädchen versteckte sich hinter den Vorhängen des Alcovens.

Raphael lag im Schlafrock auf einer Bergère am Camine, reichte dem Baron die Hand und sagte zu dem Mädchen:

»Ziere Dich nicht, Azurine.«

»Ah, es ist der Baron!« antwortete ein Stimmchen. »Das wußte ich nicht.«

Und Azurine kam in der reizenden Unordnung ihres Morgenanzugs hinter den Vorhängen hervor und hüpfte an den Camin.

»Guten Morgen, mein Rättchen!« sagte Herr von Maubert; »geht es Dir gut?«

»So, so, Baron. Es kommt mir vor als würde ich hager.«

»Da sehe man die Cokette!« entgegnete der Baron lachend. »Wir sollen nur ihren vollen rosigen Nacken bewundern.«

»Wahrhaftig nicht.«

»Lügnerin!«

»Unser Director ist Schuld,« antwortete Azurine mit einer Miene gekränkter Schamhaftigkeit; »**honny soit qui mal y pense**! Man will mir eine Rolle, eine Amorettenrolle, in einem neuen Ballet zutheilen.«

»Da wirst Du ausgezeichnet seyn, denn Du spielst die Amorettenrollen ganz allerliebst.«

»Nicht zweideutig, Baron.«

»Bewahre, lieber Engel; ein so tugendhaftes Mädchen wie Du versteht übrigens Zweideutigkeiten gar nicht.«

Azurine erröthete vor Aerger und Raphael schlug sich ins Mittel.

»Lassen Sie die Kleine in Frieden, Herr Baron; Ihnen ist sie nicht gewachsen.«

»I nun,« meinte Azurine, »wenn man sein Alter berücksichtiget, sollte ich doch meinen von ihm nicht gerade viel zu fürchten zu haben.«

»Bravo!« entgegnete Raphael.

»Ich strecke die Waffen,« setzte Herr von Maubert hinzu, »und bin bereit die Steuer der Besiegten zu zahlen. Was soll ich Dir geben, Azurine?«

»Bonbons.«

»Ich habe keine in der Tasche, da aber hast Du etwas, um selber einkaufen zu können.«

Und Herr von Maubert legte zehn Louisdor in das reizende Händchen Azurinens, die vor Freude hüpfte und sagte:

»Das verdient einen Kuß, Baron. Sie können auch zwei nehmen.«

»Ich danke.«

Die Geliebte des Vicomte glättete ihr blondes Haar, ordnete ihr breitgestreiftes seidenes Kleid so gut als möglich, hüllte sich in einen großen Shawl, setzte ein niedliches Hütchen auf und verließ das Zimmer, indem sie Raphael zurief:

»Auf Wiedersehen, heute Abend! — Ihre Dienerin, Herr Baron!«

Azurine, eine reizende Sünderin von achtzehn Jahren höchstens, gehörte zu dem Tanzpersonal eines Theaters. Sie war schön wie die Liebesgötter, die sie in den mythologischen Ballets zu vertreten hatte und verbarg unter dem Scheine fast kindlicher Naivetät die vielseitigste Erfahrung. Seit ungefähr drei Monaten herrschte sie wegen ihrer herausfordernden Schönheit, besonders aber wegen ihres Raf-

finements unbeschränkt über das Herz und die Sinne Raphaels. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß sie ihn hinterging, oftmals hinterging. Das ist ja so die Regel bei ihres Gleichen und Azurine machte keine Ausnahme von derselben.

»Die Kleine ist wirklich allerliebst,« sagte der Baron, als er mit Raphael allein war; »Du läßt sie mir gelegentlich einmal ab, nicht wahr?«

»Wie?« fragte der junge Mann horchend und der Baron wiederholte seine Worte.

»Ich hatte es wohl verstanden,« antwortete Raphael mit einem Schmollausdruck.

»Es scheint Dir nicht besonders zuzusagen,« setzte der Baron lächelnd hinzu. »So sprechen wir nicht mehr davon. Habe ich Lust, so nehme ich sie mir, ohne Dir etwas zu sagen.«

»Ich lasse Ihnen das Feld frei, lieber Baron. Aber wenn ich mich recht erinnere, zeigten Sie mir gestern an, daß Sie etwas Wichtiges mit mir zu besprechen hätten.«

»Allerdings etwas sehr Wichtiges, denn es betrifft deine Zukunft.«

»Ah!«

»In dem halben Jahre, in welchem ich Dich kenne, liebes Kind, und die vortrefflichen Eigenschaften deines Geistes und Herzens würdigen lernen konnte, habe ich mich jeden Tag mehr zu Dir hingezogen gefühlt.«

»Und,« fiel Raphael lebhaft ein, »Sie haben keinen Undankbaren in mir gefunden, denn ich erwiedere Ihre Liebe mit ganzem Herzen.«

Der Baron drückte ihm die Hand und fuhr fort:

»Ich will nun deine künftige Stellung sichern, sie dauernd und beneidenswerth machen und habe eine kostbare Heirath für Dich erdacht.«

»Eine Heirath?« entgegnete Raphael, »der scheinen doch unübersteigliche Hindernisse entgegen zu stehen.«

»Welche?«

»Ich habe zuerst keine Familie.«

»Das laß Dich nicht beunruhigen «

»Ich lebe von Ihren Wohlthaten.«

»Soll ich Dir wiederholen, daß Alles was mein ist Dir gehört? Uebrigens habe ich die Absicht, Dich in aller Form zu adoptiren, so daß Du wirklich mein Sohn wirst.«

»Aber Herr Baron, bedenken Sie, daß ich noch sehr jung bin.«

»Auch steht die Heirath, die ich im Sinne habe, noch in weitem Felde und ich will Dir die Freiheit noch mehre Jahre lassen.«

»Desto besser.«

»Nur liegt mir daran, daß Du von dieser Freiheit einen nützlichen Gebrauch machest, so daß die Verwirklichung meiner Pläne dadurch gefördert wird.«

»Ich verstehe Sie nicht recht.«

»Ich werde mich deutlicher erklären. Seit wir einander kennen gelernt, habe ich Dir völlige Freiheit gelassen; Du lebtest ganz wie es Dir beliebte und schlugst die Zeit in Gesellschaft einiger junger Thoren todt.«

»Soll dies ein Vorwurf seyn?«

»Nicht im mindesten, da ich ja selbst Dich in diese Verbindung gebracht habe, die den Zweck, den ich erwartete, vollkommen erfüllt hat.«

»Welchen?«

»Alle zu sichtbaren Spuren deines frühern Lebens zu verwischen.«

»Und was beabsichtigen Sie nun?«

»Dich in ein anderes Leben einzuführen, das ernster, aber doch schöner ist; Dich in der Gesellschaft vorzustellen, in welcher Du gewiß glänzest; Dir die Salons der hohen Aristokratie zu öffnen, Dich in Berührung mit den politischen, literarischen, artistischen und Geld-Notabilitäten zu bringen, vor allen aber die Art deiner Liebschaften zu ändern. Du hast Dich bis jetzt nur mit unbedeutenden Mädchen beschäftiget, mit Künstlerinnen, Grisetten oder Buhldirnen, mit denen man um sein Geld und seine Gesundheit kommt. Von jetzt an sollst Du Dich vor den Wagen der großen Damen spannen und deine Vergnügungen werden deiner Zukunft förderlich seyn, denn — das vergiß nicht — durch die Frauen erreicht man Alles.«

»Sie untersagen mir also die leicht errungenen Liebesfreuden?« fragte Raphael erschrocken.

»Durchaus. Du bist zu Höherem berufen. »Ein leichter Sieg ist auch ein ruhmloser,« sagt ein Dichter.«

»Aber ein genußreicher,« warf Raphael ein.

»Solche Genüsse haben nicht viel zu bedeuten. Bedenke dagegen, welchen Reiz die verbotene Frucht hat; denke an die Wonne, wenn eine schöne, reiche, vornehme junge Dame, die von Ehrfurcht und Huldigungen umgeben ist, der Leidenschaft nachgibt, die Du ihr zu schildern wissen wirst! Bedenke, mit welchem Stolze Du Dir bei einem kostbaren Balle sagen kannst: die Dame da, die so schön ist, die man für so streng hält, ist meine Geliebte, die so spöt-

tisch aussehenden Lippen haben die meinigen geküßt, der gebieterische Blicke wurde liebeschmachtend und liebeselig vor mir. . . Begreifst Du das, Raphael?«

»Allerdings: Sie sprechen mit einer Wärme und halten mir so viele lockende Bilder vor!«

»Wenn Du dann der Geliebten überdrüssig bist, bleibt Dir immer die Freundin, eine einflußreiche Freundin, die Dir in allen Dingen mit Eifer dient, für Dich Aemter und Ehrenstellen erbittet und keine Mühe hat, bis sie eine glänzende Heirath für Dich zu Stande brachte. Das alles, mein Sohn, ist reine Wahrheit; ich könnte Dir hundert Beispiele erzählen.«

»Ich werde auch Ihrem Rathe folgen.«

»Das nenne ich verständig gesprochen und deshalb werde ich Dich morgen schon in die »Welt« einführen.«

»Heute noch, wenn Sie wollen.«

»Du hast also nichts dagegen mit Azurine zu brechen?«

»Ich werde es thun.«

»Gehe übrigens anständig mit der Kleinen zu Werke und gib ihr ein Geschenk. Da ist Geld, verwende einen Theil davon zu diesem Zwecke.«

»Sie sind zu gütig!«

»Sprich kein Wort mehr davon, wenn ich nicht bös werden soll. Jetzt gehe ich; verwende heute deine Zeit wie Dir es gut dünkt und bedenke, daß von morgen an ein neues Leben für Dich beginnen soll.«

»Ich bin darauf vorbereitet.«

Das Theater.

Wir müssen hier nochmals einen Zeitraum von etwa einem halben Jahre überspringen, und führen nur kurz einige Vorgänge an.

Am Tage nach dem Frühstück bei Raphael war dieser mit Herrn von Lansac zu dem Juden Ismael gegangen, dem sie eine Züchtigung zugedacht hatten; der Hausmeister sagte ihnen aber, der Jude sey in vergangener Nacht ausgezogen ohne seine neue Wohnung gemeldet zu haben, und als sie das nicht glauben wollten, erbot man sich ihnen die leere Wohnung zu zeigen.

Als Raphael von diesem Gange mit Herrn von Maubert sprach, zuckte dieser die Achseln und sagte:

»Ich begreife Dich in der That nicht. Warum mischest Du Dich da ein?«

»Thue ich Unrecht, wenn ich einen schlechten Kerl züchtigen will?«

»Die Absicht ist allerdings gut, wenn Du aber den Don Quixote der Moral spielen und mit allen Mißbräuchen, Lastern und Schlechtigkeiten eine Lanze brechen willst, wirst Du eine sehr langweilige, anstrengende und lächerliche Rolle spielen.«

An demselben Tage Mittags war Salluces zu dem Wucherer van Gripp gegangen. Was da vorging, können wir nicht genau angeben, jedenfalls war das Resultat ein

befriedigendes, denn am nächsten Tage erschien Salluces im Boulogner Wäldchen mit den Pferden, die er hatte kaufen wollen und ein prächtiger Cashmir-Shawl ruhte auf den weißen Schultern der Tänzerin Amanda.

Nach drei Monaten fand ein Duell, dessen Einzelnheiten in geheimnißvolles Dunkel gehüllt blieben, zwischen Salluces und dem Gatten einer jungen Frau statt. Maubert war Secundant des Herrn von Salluces, der seinen Gegner tödtete. Von diesem Augenblicke an hatte sich eine seltsame Vertraulichkeit zwischen Salluces und dem Baron eingestellt und der erstere wurde der unzertrennliche Begleiter und gleichsam der Schmeichler Raphaels.

Der Vicomte hatte sein Verhältniß mit Azurine abgebrochen und besuchte fleißig die aristokratischen Salons, in denen er eine Dame suchte, die er lieben könnte. Oftmals schon hatte er sein Herz erregt gefühlt beim Anblicke einer der Königinnen der Mode; aber einer hinderte ihn, der Baron, der alle seine Schritte beobachtete und leitete, seinem Verlangen nachzugeben.

»Diese Dame,« sagte Maubert zu ihm, »ist nicht schön genug, jene ist zu leicht zu erobern; diese wird von ihrem Manne und ihren Brüdern zu streng beobachtet, jene besitzt in ihrem Engelskörper ein Herz von Eis und alle Bemühungen um sie würden vergeblich seyn.«

»Aber,« entgegnete Raphael bisweilen, »soll ich denn niemals lieben?«

»Geduld! Man muß zu warten wissen.«

So standen die Sachen, als unsere Geschichte weiter geht.

* *
*

Wir begeben uns in das Théâtre Madonna, in dem man ein Stück von Scribe gab. Das Haus war gefüllt, nur eine Loge noch leer, die Loge jener der Herzogin von Berry gegenüber.

Es waren nur noch zwei Acte zu spielen, als endlich zwei Personen in jene Loge traten: eine ganz junge, kaum sechzehn Jahre alte Dame, die sich vorne hinsetzte und ihr Bouquet auf die Brüstung legte, und ihr Begleiter der im Schatten im Hintergrunde blieb, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte.

Alle Lorgnetten richteten sich auf die junge Dame. Raphael stieß mit dem Ellbogen den Baron an, neben dem er saß und den ganz besondere Gedanken zu beschäftigen schienen.

»Sehen Sie einmal die Dame an, die eben eingetreten ist.«

»Sie ist reizend.«

»Nicht wahr?«

»Allerdings eine der schönsten, die meine Augen jemals gesehen haben.«

Dieses Lob aus dem Munde des Barons war mehr als die verzuckerte Lobpreisung jedes Andern.

Die junge Dame, die mehr klein als groß und außerordentlich zierlich gebaut war, glich in der That einer Sylphide. In dem feinen Oval ihres Gesichtes glänzten große tiefblaue Augen mit traurigem züchtigen Blick und langen Wimpern. Ungemein volles, dunkelblondes Haar umfaßte mit seidenen Locken leicht geröthete Wangen von fast idealer Feinheit. Die kleine Hand, die sich nachlässig auf den Logenrand stützte, schien einem Kinde von acht Jahren anzu-

gehören und das Ganze der lieblichen Erscheinung hatte etwas Jungfräuliches, Engelgleiches an sich. Eine höchst einfache elegante Toilette erhöhte noch den Reiz der Unbekannten. In ihrem blonden Haare befand sich kein anderer Schmuck als eine weiße Rose an der rechten Seite, nach spanischer Sitte. Ihr blaßblaues Kleid ging bis an den Hals hinauf und ließ die reizenden Formen der Brust errathen. Ein einziger Diamant diente als Agraffe des Kleides, aber dieser königliche Diamant war sicherlich fünfzigtausend Thaler werth.

Die Unbekannte hatte dieser Schilderung nach gewiß ein unbestreitbares Recht auf die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Anwesenden; ein unerwarteter Vorfall steigerte indeß die Neugierde und die Begeisterung noch mehr.

Während eines Zwischenactes trat ein Kammerherr der Herzogin von Berry in die Loge der Unbekannten und wechselte einige Worte mit dem Begleiter derselben. Dieser verbeugte sich, bot der jungen Dame den Arm und geleitete sie in die Loge der Herzogin, welche die Fremde sehr freundlich empfing und auch einige Worte an den Begleiter richtete. Dieser war ein schöner Greis von etwa siebenzig Jahren, noch frisch und munter und zeigte in den charakteristischen Zügen seines etwas strengen Gesichtes, wie in seiner ganzen Haltung, das vollkommene Musterbild eines großen Herrn. Auf seinem schwarzen Frack glänzte neben dem St. Ludwigskreuze der Comthurstern des Ordens der Ehrenlegion.

»Wer ist der Herr?« fragte Raphael den Baron.

»Ich weiß es nicht; von Ansehen kenne ich ihn, doch ist mir sein Name unbekannt.«

»Ist er wohl der Gemal des reizenden Wesens?«

»Der Gemal oder der Vater.«

»Sie ist fast zu jung als daß sie seine Frau seyn könnte.«

»Allerdings, aber ein junges Mädchen würde keine Diamanten tragen.«

»Könnte sie seine Maitresse seyn?«

»Du redest irre,« antwortete der Baron achselzuckend; »widerlegt deine Annahme die Anwesenheit der Dame in der Loge der Herzogin von Berry nicht?«

»Allerdings,« stammelte Raphael.

»Ein andersmal überlege ehe Du sprichst, mein Sohn,« setzte Herr von Maubert hinzu. »Eine solche »naive« Bemerkung wie die, welche Dir eben entschlüpft ist, könnte Dir den größten Nachtheil bringen, und die, welche Dich hörten, könnten Dich mit Recht fragen, wo Du denn bisher gelebt hättest.«

Raphael senkte beschämt den Kopf.

* *
*

Das Schauspiel ging zu Ende und die Menge drängte sich nach dem Ausgange.

Der Baron und Raphael hatten ihre Plätze mit Absicht zuerst verlassen, um einen guten Beobachtungsposten am Ausgange zu erlangen.

Der alte Herr und die junge Dame gingen an ihnen vorüber und stiegen in einen schönen offenen Wagen mit zwei Gelbschimmeln, der in einem Palast des Faubourg St. Honoré verschwand.

Der Diener des Herrn von Maubert wurde nach Erkundigung ausgeschickt und er brachte die Nachricht zurück, die Equipagen und das Haus gehörten dem alten Herzog

Latour du Pic, der ein jährliches Einkommen von sechsmalhunderttausend Livres besitze und sich vor einigen Monaten mit der jungen reizenden Dame verheirathet habe, die wir kennen.

Raphael sprach auf dem Rückwege kein Wort.

»Alles geht gut,« dachte der Baron, nachdem er sich von dem Vicomte verabschiedet hatte; »alles geht gut und die Zeit ist gekommen.«

»Raphael ging fast gleich nach seiner Ankunft zu Hause zu Bett, aber es vergingen viele Stunden, ehe sich der Schlaf einstellte. Als seine schweren Augenlider endlich sich senkten, sah er in seinen Träumen das lieblichjungfräuliche Bild der sechzehnjährigen Herzogin mit den blonden Haaren und den blauen Augen.

Die Geschichte einer Heirath.

Herr Latour du Pic war einer jener Edelleute aus der vergangenen Zeit, die mehr und mehr aussterben, eine jener starken rüstigen Naturen voll Treue, Edelmuth und Hingebung. Seine Devise, über welche die jetzige ausgeartete Jugend lacht, lautete: Mein Gott, mein König, meine Dame. Sein Leben war überreich an unwahrscheinlichen, weil gar zu heldenmüthigen Handlungen. Geboren im Jahre 1753 auf den großen Besitzungen seines Vaters, erhielt er eine einfache Erziehung, wurde dann bei Hofe vorgestellt, empfing ein Regiment und erschien nur selten wieder auf seinen Gütern. Der junge Marquis (denn diesen Titel führte er damals) galt mit Recht für einen der schönsten Männer seiner Zeit und seine Damenabenteuer waren

deshalb ziemlich zahlreich, aber sein Herz war immer frei geblieben.

Er erreichte sein dreißigstes Jahr und dachte an die Heirath, nicht aus Liebe zu irgend einer Dame, sondern um sein Geschlecht fortzupflanzen, als er zu seinem sterbenden Vater berufen wurde. Nach seiner Ankunft besserte sich der Zustand des Kranken, der wenigstens eine kurze Zeit lang außer aller Gefahr war. Der junge Marquis widmete seine Zeit ausschließlich den Freuden der Jagd in den großen Wäldern seiner Familie.

Eines Nachmittags bei der Jagd auf einen Hirsch hörte er plötzlich und ziemlich in der Nähe durchdringendes Geschrei einer weiblichen Stimme. Der Marquis wendete sich alsbald von der Jagd ab, ritt im Galopp in der Richtung hin, wo er den Schrei gehört hatte, und erblickte bald ein junges Mädchen, mit dem das Pferd durchgegangen war, welches sie ritt und dem zwei ängstlich um Hilfe rufende Diener folgten. Der Marquis ritt einen Vollblut-Araber, trieb denselben zur Eile an, schlug einen Querweg ein, kam so dem Pferde der Dame zuvor und faßte den Zügel noch zu rechter Zeit, denn die Reiterin schwankte bereits im Sattel, da sie ohnmächtig wurde.

Das Pferd bäumte sich, mußte aber gehorchen und der Marquis, der abgestiegen war, fing die Reiterin in seinen Armen auf, um die Ohnmächtige auf den Rasen zu legen.

Sie war ein Kind von kaum fünfzehn Jahren, weiß wie eine Lilie und wunderbar schön mit herrlichem schwarzen Haar. Ihr reicher Anzug deutete auf hohen Rang und großes Vermögen. Auf dem silbernen Knopf ihrer Reit-

peitsche befand sich ein Wappen, aber der Marquis hatte keine Zeit dasselbe prüfend zu besichtigen, denn die beiden Diener kamen endlich heran. Der eine, ein grauköpfiger Alter, dessen Gesicht vor Angst ganz verstört war, kniete neben der Ohnmächtigen nieder und sagte:

»Gott sey Dank, sie kommt mit dem Schrecken davon!«

Dann küßte er dem Marquis die Hand und setzte hinzu:

»Ich danke Ihnen, Herr Marquis, denn Sie haben uns das liebe Kind erhalten.«

»Sie kennen mich?« fragte der Marquis verwundert.

»Ich habe die Ehre, denn mein Herr ist der nächste Nachbar Ihres Herrn Vaters.«

»Wie heißt er?«

»Graf von Chaumont.«

»Ach!« entgegnete Latour du Pic; »also die junge Dame...«

»Ist Fräulein Bertha, das einzige Kind des Herrn Grafen.«

»Hoffentlich wird der Unfall keine ernsten Folgen haben,« fuhr der Marquis trocken fort; »melden Sie dem Fräulein meine Theilnahme.«

Mit diesen Worten griff er nach dem Hute, den er auf den Rasen geworfen, und ging nach seinem Pferde zu, das er an einen Baumast gebunden hatte.

»Sie entfernen sich schon, Herr Marquis?« fragte der alte Diener.

»Allerdings... Was könnte ich noch nützen?«

»Nun ich glaubte, es würde dem Herrn Marquis angenehm seyn, die außer Gefahr zu sehen, der er mit eigener Todesgefahr das Leben gerettet hat.«

»Sie irren sich; Fräulein von Chaumont bedarf meiner Pflege nicht; sie ist in Ihrer Gesellschaft wohl aufgehoben. Guten Tag!«

Damit schwang er sich in den Sattel.

Dieses ungewöhnliche Benehmen verdient eine Erklärung und sie ist sehr einfach, denn es handelte sich von der tausendsten Wiederholung der unsterblichen Chronik der Montagues und Capulets. Seit Jahrhunderten waren die Herzoge Latour du Pic und die Grafen von Chaumont, die an Macht und Ansehen mit einander wetteiferten, Feinde, und ihr Haß hatte sich durch Zweikämpfe, Entführungen und, wie man sagt, selbst einige Mordthaten genährt.

Der Marquis, welcher von Jugend auf diesen erblichen Haß in sich aufgenommen hatte, konnte sich eines Widerwillens nicht erwehren, als er sich plötzlich vor der Erbin einer verabscheuten Familie sah. Er dachte nicht daran, daß diese Erbin ein reizendes Kind von fünfzehn Jahren sey, und nicht die geringste Schuld an dem Unrecht habe, das die Latours den Chaumonts zuschrieben.

Gleichwohl entfernte er sich nicht.

In dem Augenblicke als er den Fuß in den Steigbügel setzte, und sich in den Sattel schwingen wollte, kam Fräulein von Chaumont zu sich und schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf.

Der Marquis drehte sich um.

Bertha wurde über und über roth, und wollte sich aufrichten, aber sie war noch schwach und sank wieder zurück.

Herr von Latour fühlte sich mächtig angezogen, ließ den Zügel seines Pferdes los, und trat wieder zu dem jungen Mädchen.

»Was ist geschehen?« fragte Bertha mit unsicherer Stimme den alten Diener; »was ist geschehen, und warum liege ich schwach und sterbensmatt hier auf dem Grase?«

»Liebes Fräulein,« antwortete der alte Mann, »Griseldis, Ihr Pferd, scheute als ein Hirsch vorübersprang, und ging mit Ihnen durch, so daß wir Ihnen nicht folgen konnten. Sie wurden ängstlich und würden gefallen seyn, wenn nicht der Herr Marquis da die Griseldis gefaßt und aufgehalten hätte.«

»Ja,« entgegnete Bertha mit reizendem Lächeln, »ich erinnere mich allmälig,« und sie wendete einen neugierigen und dankbaren Blick auf Latour du Pic, während von neuem züchtiges Roth ihre Wangen färbte. Dann reichte sie dem Marquis die Hand und sagte: »Ich danke Ihnen von Herzen. Mein armer Vater würde so viel geweint haben, wenn ich gestorben wäre.«

Der Marquis zögerte eine Secunde, ehe er die zierliche Hand ergriff, die ihm geboten wurde, aber er konnte wiederum einem gewissen Drange nicht widerstehen. Er faßte die Hand und führte sie so lebhaft an seine Lippen, daß sie ihm ängstlich entzogen wurde.

Entstehende Liebe.

Der Marquis trat einen Schritt zurück, und stand unbeweglich vor dem so schönen, reinen Kinde, dessen Blicke mit innigem Danke auf ihm ruhten. Fräulein von Chaumont war zwar noch etwas blaß, aber die Jugendblüthe drang bereits wieder hindurch, und das Lächeln kehrte auf die Lippen zurück.

»Herr . . .« sagte sie, aber sie unterbrach sich.

»Was wünschen Sie von mir?« fragte der Marquis in einem Tone, der ruhig seyn sollte, dem man aber das Herzklopfen recht wohl anhörte.

»Herr,« begann Bertha nochmals, indem sie ihm von neuem die Hand reichte, »Sie haben mir das Leben gerettet.«

Der Marquis wollte zum zweiten Male die schöne Hand an seine Lippen führen, ließ sie aber los und machte eine abwehrende Bewegung.

»Verzeihen Sie,« fuhr Fräulein von Chaumont mit einem Lächeln fort, auf das die Engel im Himmel hätten neidisch seyn können, »Ihnen verdanke ich es, daß ich das so schöne Grün und die liebe Sonne noch sehe. Als mir die Sinne vergingen, als ich den Zügel losließ und die Augen schloß, fühlte ich, daß ich sterben werde, und so behaupte ich, Sie mögen es zugestehen oder nicht, daß Sie mein Retter sind. Nennen Sie mir also Ihren Namen, damit ich

ihn meinem Vater sagen kann, und wir Beide ihn nie vergessen.«

Dieser sanften Bitte mußte gewillfahrt werden. Der Marquis verbeugte sich und öffnete die Lippen; in dem Augenblicke aber als er seinen Namen aussprechen wollte, zögerte er einen Augenblick, und ließ seinen plötzlich traurig gewordenen Blick lange auf dem schönen Gesichte Bertha's ruhen. Eine Welt von Gedanken ging unterdeß durch seine Seele. Er sagte sich, daß er nie einer Dame gegenüber das empfunden habe, was er jetzt fühle; er sagte sich, daß scheinbar nichts ihn von dem jungen Mädchen trenne, das ihm an Rang und Vermögen gleich sey, und daß doch sein Name, sobald er ihn aussprach, einen unübersteiglichen Abgrund zwischen ihr und ihm aufreiße. Da verwünschte er seinen Namen, auf den er sonst so stolz gewesen, und er glaubte über sein verlorenes Glück weinen zu können.

Bertha wartete unterdeß noch immer mit Verwunderung, wie man in ihren Zügen lesen konnte.

Der Marquis schlug endlich die Augen nieder, und nannte leise seinen Namen, als gestehe er ein Verbrechen.

»Ah!« entgegnete Bertha erschrocken.

Der Marquis täuschte sich nicht über die Bedeutung dieses Ausrufes, und seine Augen richteten sich von neuem auf das Mädchen.

Das Gesicht der Erbin Chaumont's hatte seinen wohlwollenden Ausdruck verloren, und Furcht sprach aus ihm.

Der Marquis empfand einen tiefen Schmerz im Herzen, trat einige Schritte zurück, und sprach langsam:

»Sie wollten es, mein Fräulein, Gott weiß es, daß ich meinen Namen lieber verschwiegen hätte; so hätten Sie

doch vielleicht dem Unbekannten eine freundliche Erinnerung bewahrt, während ich für Sie ein Mann bin, den Sie hassen müssen.«

»Hassen?« unterbrach ihn Bertha; »ach, Herr . . .«

»Ich weiß,« fuhr der Marquis fort, »wie schrecklich die Macht gewisser erblicher Vorurtheile ist, Vorurtheile, die ich, wie ich gestehe, selbst theilte, ehe ich Sie sah. In Ihren Augen darf ich nur ein Feind Ihrer Familie seyn, und ich wundere mich über dieses Gefühl nicht, wenn ich es auch beklage. Jetzt, mein Fräulein, wenn wir ohne Zweifel nun einander niemals wiedersehen, . . . ich nehme mit mir das Glück, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, und wage es Sie zu bitten, meinen Namen ganz zu vergessen, wenn Sie bisweilen denken wollen an — mich.«

Der Marquis verbeugte sich tief, und trat zu seinem Pferde, das ungeduldig wieherte. Er ordnete den Zügel, und stellte den Fuß in den Steigbügel.

»Leben Sie wohl, Fräulein!« rief er zum letzten Male.

»Leben Sie wohl,« antwortete Bertha, aber so leise, daß es Niemand hören konnte.

Der Marquis strich mit der Hand über die Augen, gab seinem Pferde die Sporen, jagte im Galopp davon, und verschwand blitzschnell um eine Ecke.

Bertha war träumerisch und unbeweglich an der großen Eiche stehen geblieben, an der wir sie verlassen haben.

Als der alte Diener zu ihr trat, und in ehrerbietigem Tone zu ihr sagte: »Wollen Sie wieder aufsteigen, liebes Fräulein? Der Herr Graf könnte über Ihr langes Ausbleiben besorgt werden,« schien sie wie aus einem Traume zu

erwachen, und flüsterte wie in Gedanken vor sich hin: »Mein Feind, er? Ach nein, nein!«

Der Marquis kam sehr aufgeregt nach Hause, und Bertha verbat ihren Dienern, etwas von dem Vorfalle in dem Walde zu erzählen.

Romeo und Julie.

In der ganzen Nacht, welche auf das Erzählte folgte, hatte Georg de Latour du Pic einen erbitterten Kampf in seinem Innern zwischen der aufkeimenden Liebe und dem alten Familienhasse zu bestehen. In seiner fieberhaften Aufregung kam er abwechselnd zu den entgegengesetztesten Entschlüssen und erging sich in den unsinnigsten Träumen. Bald wollte er die Heimat auf immer verlassen, in ferne Gegenden fliehen und (wie man sich damals ausdrückte) den Pfeil, der ihn verwundet, in seinem Herzen mit sich nehmen. Bald nahm er sich vor, zu Bertha's Füßen seine plötzliche und ungestüme Liebe zu gestehen und sich in ihrer Gegenwart zu tödten, wenn sie seine stürmische Leidenschaft nicht theile. Daß er sich in einer solchen Stimmung nicht niederlegte, begreift sich wohl. Nach einer völlig schlaflosen Nacht wanderte er deshalb noch immer mit großen Schritten auf den mythologischen Figuren des Teppichs in seinem Zimmer umher, als die fast abgebrannten Kerzen auf den massiven silbernen Leuchtern vor dem beginnenden Tageslichte erbleichten. In diesem Augenblicke endlich beruhigte sich seine gewaltige Aufregung, um großer Ermüdung und Erschöpfung Platz zu machen.

Er betrachtete die Bilder seiner Ahnen, deren finstere starre Gesichter in dem kalten Morgenlichte noch strenger aussahen und es kam ihm vor, als schwinde seine unsinnige Leidenschaft für die Erbin der Feinde seines Geschlechtes mit dem letzten Dunkel der Nacht.

»Ich war ein Thor!« dachte er bei sich. »Lebt wohl, ihr Träume!«

Und den ganzen Vormittag wiederholte er unaufhörlich, wie glücklich er sey, daß er nicht liebe. Das hinderte ihn aber nicht, zu derselben Stunde wie am vergangenen Tage auszureiten und zwar ohne alle Begleitung und sich an die Stelle zu begeben, wo ihm das Bild der jungen Zauberin zuerst erschienen war.

Man denke sich sein Erstaunen und — seine Freude, als er an derselben Stelle das Mädchen wieder erblickte. Sie saß auf dem Rasen, hielt eine Waldblume in der Hand und zerpflückte sie in der Zerstreuung. Einige Schritte weiter hin führte der alte Diener des Herrn von Chaumont zwei Pferde umher.

Georg war noch fern.

Als er Bertha erblickte, hielt er plötzlich sein Pferd an und ließ es in das Gebüsch hineingehen, in dem er es anband. Dann ging er geräuschlos unter den Bäumen hin und gelangte so ziemlich in die Nähe des Fräulein von Chaumont.

Bertha war blaß und sah leidend aus. Sie schien unruhig oder gar nicht geschlafen zu haben und diese Blässe erhöhte den Ausdruck des reizenden Gesichtes noch, denn sie machte dasselbe wo möglich noch sanfter und rührender.

Georg fragte sich, ob Bertha wohl dieselben Seelenkämpfe wie er zu bestehen gehabt habe und er bejahete sich

die Frage. Er sagte sich, daß er geliebt sey, vergaß die unübersteiglichen Hindernisse, welche diese gegenseitige Liebe zu einem ewigen Unglücke machen mußten und versank entzückt in stumme Betrachtung des jungen Mädchens.

So hatten einige Stunden hingereicht, den großen Herrn, den eleganten Oberst, den Mann, dessen zahlreiche Liebesabenteuer bekannt waren, in einen schüchternen Schmachtenden umzuwandeln, der nicht einmal mit der Geliebten zu sprechen wagte. Er verließ wirklich seinen Beobachtungsposten erst als das Mädchen sich entfernt hatte, ohne daß sie die Anwesenheit dessen ahnen konnte, an den sie vielleicht dachte.

So vergingen mehre Wochen. Jeden Nachmittag verbarg sich Latour du Pic in der Nähe des geliebten freien Platzes, zu welchem Bertha ihrerseits fortwährend durch den Trieb ihres Herzens geführt wurde. Abends irrte er meist verkleidet in der Nähe des Parks von Chaumont umher und war es ihm gelungen, ein weißes Kleid in den dunklen Gängen zu erblicken, so entfernte er sich hochbeglückt.

Es nahte indeß der Augenblick, als die von Stunde zu Stunde wachsende Liebe nicht länger still im Herzen zurück gehalten werden konnte.

Eines Tages, als die Luft ganz eigenthümlich lau und duftig war, saß Bertha am Fuße der großen Eiche und spielte wie gewöhnlich mit Blumen, die sie zerzupfte, wahrscheinlich um sich bei diesem Orakel Rath zu holen. Der alte Diener mit den Pferden hatte sich entfernt. Bertha gab ihren Gedanken Audienz. Da konnte der Marquis nicht länger an sich halten; er verließ sein Versteck und trat zu dem Mädchen. Auf dem weichen Moose waren seine Tritte

nicht zu hören und da Bertha die Augen niedergeschlagen hatte, sah sie ihn auch nicht kommen.

»Fräulein . . .« flüsterte Georg.

Bertha erschrak, richtete den Kopf empor und als sie Herrn Latour du Pic erkannte, stieß sie einen leichten Schrei der Ueberraschung aus und erröthete.

»Sie, Herr . . .?« sagte sie verschämt. »Sie hier? Was haben Sie mir zu sagen?«

Das unerfahrene Kind verrieth so ohne es zu wollen, das Geheimniß ihrer Gedanken, denn es konnte doch nichts natürlicher seyn, als die Anwesenheit des Herrn Latour du Pic.

»Sie fragen mich, warum ich hier bin?« entgegnete der Marquis. »Ich bin hier, weil ich jeden Tag seit unserem ersten Begegnen hierher komme, um, unter den Bäumen versteckt, Sie in stummer Verehrung zu betrachten. Sie fragen mich, was ich Ihnen zu sagen habe? Nun . . .«

Er konnte nicht weiter sprechen, denn Bertha war aufgestanden und hatte ihm mit einer hastigen Geberde Schweigen geboten.

»Genug,« sagte sie mit Würde und fast mit Stolz; »ich glaube Sie zu verstehen und kann Sie nicht weiter anhören. Ich bin allein, wie Sie sehen, und bin es mir und meinem Namen schuldig, kein Wort weiter zu hören. Ich bitte Sie deshalb mich sofort zu verlassen und Sie sind ein zu guter Edelmann, als daß Sie diese Bitte eines Mädchens nicht für einen Befehl ansehen sollten . . .«

»Sie haben Recht, Fräulein,« antwortete der Marquis, »und da Sie es wollen, schweige und gehe ich, aber

bei Gott und Ihrer Mutter, die auf Sie herab blickt, beschwöre ich Sie, hören Sie nur ein Wort, ein einziges von mir an, denn das Glück meines Lebens hängt davon ab . . .«

»Ich höre . . .«

»Nun,« sprach der Marquis rasch, leise und im leidenschaftlichen Tone, »da Sie mich verstanden haben, da Sie wissen, daß ich Sie liebe, erlauben Sie mir alle Mittel aufzubieten, um die letzten Spuren des unsinnigen Hasses zu verwischen, welcher unsere beiden Familien trennt. Gelingt mir dies, so gestatten Sie mir dann zu hoffen . . .«

»Was zu hoffen?« fiel das Mädchen ein.

»Ihre Liebe . . .« stammelte Georg.

»Bewerkstelligen Sie zuerst, was Sie unternehmen wollen,« antwortete Bertha bebend, »dann werde ich Ihnen im Beiseyn meines Vaters antworten können.«

Diese Worte enthielten ein Geständniß und kamen offenbar dem Verse gleich, welchen der alte Corneille der Geliebten des Cid in den Mund legt:

»Sey Sieger in dem Kampfe, dessen Preis Chimene.«

Auch wollte der Marquis noch einige Worte hinzusetzen, als er sah, daß Bertha eine kleine silberne Pfeife an die Lippen setzte und zweimal einen langgedehnten Ton hervorzog. Gleich darauf kam der alte Diener zwischen den Bäumen hervor und rasch herbei. Der Marquis verbeugte sich tief vor Fräulein von Chaumont und verschwand in dem Dickicht. Bertha blickte ihm nach und als er fort war,

legte sie beide Hände auf ihr Herz, dessen stürmisches Klopfen sie kaum noch niederhalten konnte.

Julie liebte Romeo.

Treuer als je wiederholte sich in neuer Form die Chronik von den Montague's und Capulet's.

Eine Familienscene.

Es war beinahe Mittag am nächsten Tage als Georg an der Thür des Zimmers seines Vaters erschien. Er hatte seine beste Oberstenuniform angelegt, als wolle er sich an den Hof des Königs von Frankreich begeben. Drei oder vier Diener in großer Livrée, die in dem Vorzimmer nichts thaten, standen bei seinem Eintritte auf und verbeugten sich ehrerbietig vor ihm.

»Fragen Sie den Herrn Herzog, ob er mich in diesem Augenblicke empfangen könne.«

Nach einer Minute brachte einer der Diener die Antwort: »Der Herr Herzog erwartet den Herrn Marquis.«

Georg ging durch das Zimmer vor das Schlafgemach seines Vaters und trat in dieses hinein.

Dieses ovale Zimmer zeichnete sich durch die prächtige Tapete von gepreßtem Leder aus, welche die Wände bekleidete, so wie durch seine kuppelförmige Decke, mit werthvollen Fresken.

In einem Felde der Wand hing der Stammbaum der Latour du Pic, auf Pergament so sorgfältig gemalt wie die Missalen des Mittelalters und in einen kostbaren Rahmen

gefaßt. In den andern sah man Ahnenbilder mit ihrem doppelten Wappenschilde, darüber mit der Herzogskrone.

Der alte Mann, der in einer weiten weichen Bergère sich ausgestreckt hatte, schlug die Falten seines Schlafrockes von schwerem Seidenzeuge in Weiß und Grün mit eingewirkten goldenen Blumen um seine hagern Glieder. Er hatte von der imposanten Majestät seines Gesichtes und seines Blickes nichts verloren, obwohl ihn das Alter und frühere Ausschweifungen völlig geschwächt hatten. Seine kahle Stirn, die wie Elfenbein glänzte, deutete unbeugsame Festigkeit an. Seine schneeweißen Augenbrauen waren noch voll und mußten wohl, wie die des olympischen Jupiter, wenn sie sich runzelten, alle die mit Furcht erfüllen, welche sich ihm nahten. Seine Augen endlich, die noch immer scharf und jung waren, überraschten durch ihren Glanz und ihren festen Blick. Sie leuchteten wie glühende Kohlen in dem bleichen von Runzeln durchzogenen Gesicht.

Der Marquis trat zu dem Alten, ergriff dessen Hand und führte sie an seine Lippen, in einer Weise aber, die mehr der ceremoniösen Etikette eines Höflings seinem Souverain gegenüber als der Zärtlichkeit eines Sohnes glich.

»Guten Tag, mein Herr Sohn, guten Tag,« sagte der Herzog darauf; »ich freue mich wirklich Dich zu sehen. Aber warum in dieser Uniform? Steht dein Regiment vor meinem Park und willst Du Dich an die Spitze desselben stellen?«

»Mein Regiment ist nicht hier, Herr Herzog,« antworte Georg, der ein halbes Lächeln auf seine Lippen zu bringen suchte; »aber ich will in diesem Augenblicke einen ernsten und feierlichen Schritt bei Ihnen thun und hielt es

für meine Pflicht, denselben mit allen äußern Formen der Ehrfurcht zu umgeben, die ich Ihnen schuldig bin und von der ich niemals abweichen werde.«

»Daran thatest Du wohl, mein Herr Sohn,« entgegnete der Herzog mit sichtlicher Befriedigung; »ich finde darin mit Vergnügen, daß Du nicht zu jenen undankbaren Kindern gehörst, welche sich von der väterlichen Gewalt frei zu machen suchen, sobald sie Männer geworden sind ... Was betrifft dein Schritt?«

»Das Glück meines ganzen Lebens.«

»Ah ha! Und wovon kann dieses Glück abhängen? Du bist jung, körperlich wohl gebildet, reich durch deine Mutter, nimmst eine gute Stellung am Hofe ein, wirst nach mir Herzog von Latour du Pic werden, vielleicht auch Marschall von Frankreich. Gibt es in dieser Welt einen noch glücklichern Edelmann?«

»Sie haben ohne Zweifel Recht, Herr Herzog; auch hängt es nur von Ihnen ab, dieses Glück vollständig zu machen.«

»Wie so?«

»Ich bin dreißig Jahre alt,« begann Georg.

»Das weiß ich,« fiel der Alte ein. »Ein schönes Alter, mein Herr Sohn, zu dem ich gern noch einmal zurückkehrte!«

»Mehr als ich es auszudrücken vermag, bin ich der flüchtigen Liebschaften und galanten Abenteuer überdrüssig . . .«

»Schon!« entgegnete der Herzog mit einer Geberde der Ueberraschung, die deutlich zu sagen schien: »Mein Herr

Sohn Du machst mir da keine Ehre. Ich war in deinem Alter ein Anderer!«

»Ich möchte,« fuhr Georg fort, »die sanften Freuden der Familie, die Seligkeit getheilter Liebe genießen.«

»Du sprichst ja wie ein verliebter Schäfer aus der guten Schäferzeit, mein Herr Sohn. Wohin zielst Du?«

»Ich möchte mich verheirathen.«

»Sehr gut! Ich würde mich sehr freuen, einen kleinen Sprößling meines Stammes in dieser Welt zu wissen, ehe ich in die andere übergehe, um Gott Rechenschaft abzulegen. Heirathe also in Gottes Namen, mein Herr Sohn!«

»Sie genehmigen also . . .?«

»Gewiß; gewiß billige ich deinen Vorsatz. Und es kommt nur auf die Wahl einer Frau für Dich an. Dieses ist auch leicht. Alle Erbinnen Frankreichs, und wären sie Montmorencys oder La Tremouilles, würden mit Stolz deinen Namen führen . . .«

»Wenn Sie aber diejenige nicht als Ihre Schwiegertochter annähmen, welche ich Ihnen vorschlüge?«

»Das ist gar nicht möglich. Mein Blut fließt in deinen Adern und Du bist aus zu guter Familie, als daß Du an eine Mißheirath denken könntest.«

»An eine Mißheirath niemals, Herr Herzog, und doch bangt es mir, den Namen derer auszusprechen, welche ich liebe . . .«

»Welche Du liebst?« fiel der Herzog lebhaft ein. »Du bist also verliebt, mein Herr Sohn?«

»Ja, Vater, und diesmal für mein ganzes Leben.«

Ein ironisches Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Herzogs; er zuckte die Achseln und flüsterte: »Kind!«

Es klang höchst seltsam, dieses Wort, das ein gebrochener schwacher Greis auf den schönen Oberst in der ganzen Kraft des Alters und in der glänzenden Uniform anwendete.

»Kind!« wiederholte er zum zweiten Male; dann setzte er mit väterlicher Herablassung hinzu: »Sprich weiter, mein Herr Sohn. Es bangt Dir, sagtest Du, den Namen derer auszusprechen, welche Du für dein ganzes Leben liebst.« Und er betonte diese letzten Worte stark. — »Ist sie Deiner nicht würdig?«

»Ach, Vater,« entgegnete Georg, den diese Vermuthung schon außer sich brachte. »Ach, Vater, was denken Sie! Die Engel sind nicht reiner als dieses anbetungswürdige Kind!«

»Ich will es glauben und wünsche um so mehr den Namen zu erfahren.«

Der Marquis nahm seinen ganzen Muth zusammen und antwortete mit anscheinender Ruhe:

»Die, welche ich liebe, Herr Herzog, ist die einzige Tochter Ihres Nachbars, ist Fräulein Bertha von Chaumont.«

Dann erwartete er einen Sturmausbruch, einen heftigen Auftritt; aber er irrte sich. Als der Marquis den Namen Bertha ausgesprochen, hatte der alte Herzog sich mit Anstrengung aufgerichtet, stützte sich auf der einen Seite auf einen langen Stock mit ciselirtem goldenen Knopfe, auf der andern auf den Arm seines Sohnes, zog diesen mit sich an das Wandfeld, an welchem der Stammbaum hing und blieb vor demselben stehen.

»Du siehst dies, mein Herr Sohn, nicht wahr?« fragte er indem er mit dem Finger auf das Pergament wies.

»Allerdings,« antwortete der Marquis.

»Du kennst auch dieses Wappen?«

»Es ist das unserige.«

»Du weißt was die buschigen Zweige bedeuten, welche aus einem majestätischen Stamme kommen?«

»Die Verbindung unserer Familie.«

»Da Du alles dies weißt, mein Herr Sohn, wie kann Dir die Geschichte unserer Familie so ganz unbekannt seyn?«

»Ich glaubte, Vater . . .«

»Du irrtest Dich, mein Herr Sohn. In jedem Falle, mag Dir es unbekannt seyn oder magst Du es vergessen haben, will ich deiner Nichtkenntniß oder deiner Erinnerung zu Hilfe kommen. Siehe einmal das da an.«

»Ich sehe es.«

»Was siehst Du?«

»Einen kleinen rothen Fleck neben Ihrem Wappen in der Mitte des Stammbaumes.«

»Und da?«

»Noch einen solchen Fleck.«

»Und weiter unter?«

»Noch andere Flecke.«

»Wie viele zählst Du?«

Der Marquis schwieg einen Augenbllick, dann antwortete er:

»Ich zähle zehn, Herr Herzog.«

»Zehn sind es, mein Herr Sohn; alle zehn sind Blutflecke und nun sollst Du erfahren, wie dieses Blut geflossen ist.«

Die Blutflecke.

»Ich weiß es schon, wie dieses Blut geflossen ist,« antwortete der Marquis auf die letzten Worte seines Vaters.

»Gleichviel, ich werde Dir es noch einmal erzählen. Höre mich also an, mein Herr Sohn, und vergiß es nie wieder.«

Der Marquis schwieg und senkte in schmerzlicher Ergebenheit das Haupt. Der Herzog aber fuhr fort:

»Im Jahre der Gnade 1542 verliebte sich Ludwig Graf von Chaumont, genannt der schwarze Eber wegen seines widerwärtigen Gesichtes und wegen der Wildheit seines Charakters und seiner Sitten, in Mathilde von Latour du Pic, genannt die weiße Rose, und warb um ihre Hand. Der Herzog, mein Ahnherr, wies diese Bewerbung zurück und der schwarze Eber schwur ihm darum Rache. Eines Tages, als sich der Herzog mit einigen andern Herren der Provinz auf der Jagd befand, drang der schwarze Eber mit einigen seiner Bewaffneten in das Schloß, entführte Mathilden mit Gewalt und sandte sie nach einigen Stunden entehrt und sterbend zurück.

»Mathilde hatte zwei Brüder, von denen der eine erwachsen war, der andere erst an der Grenze des Jünglingsalters stand. Der Aeltere, Marquis von Latour du Pic wie Du,

forderte den schändlichen Grafen von Chaumont zum Zweikampf und wurde, trotz der göttlichen Gerechtigkeit und der Heiligkeit seiner Sache, von dem elenden Mädchenräuber getödtet. Dieser rothe Flecken, den Du hier siehst, der erste von allen, bedeutet den Tod des Bruders Mathildens.

»Es vergingen einige Jahre. Der »schwarze Eber« hatte sich unterdeß verheirathet und ein Sohn war ihm geboren worden. Der jüngere Bruder des Opfers war seinerseits herangewachsen und ein Mann geworden. Er schlug sich ebenfalls mit dem »schwarzen Eber,« war glücklicher oder geschickter als sein Bruder und ging als Sieger aus dem Kampfe hervor. Sein Gegner fiel.

»Der erbliche Haß schlief in den beiden Familien nicht. Der Sohn des »schwarzen Ebers« schlug sich mit einem der beiden Söhnen dessen, der seinen Vater erschlagen hatte. Hector von Latour du Pic fiel und seinen Tod bedeutet der zweite Blutflecken auf dem Stammbaume.«

So erzählte der Herzog die ganze Reihe von Zweikämpfen und Rachehandlungen, welche in den Familien Latour du Pic und Chaumont auf einander gefolgt. Er wurde um so eifriger, je läng'r er sprach. Die tiefen Runzeln, welche sich über sein Gesicht zogen, verschwanden gleichsam wie durch einen Zauber und aus seinen Augen sprühte das Feuer des Hasses und des Zornes.

»Und was hast Du darauf zu sagen, mein Herr Sohn?« fragte er, als er zu Ende gekommen war.

»Nichts, mein Vater, als daß ich nicht begreife, wie Fräulein von Chaumont, ein Kind von sechzehn Jahren, für die verderbliche Feindschaft ihrer und unserer Vorfahren verantwortlich seyn kann.«

»Wer spricht von Fräulein von Chaumont,« entgegnete der Herzog, »und wie gelangt ihr Name auf deine Lippen, nachdem Du Alles dies gehört hast?«

»Weil er in meinem Herzen ruht,« antwortete der Marquis mit kühner Festigkeit.

»Du wirst ihn herausreißen!« erwiederte der Alte.

»Niemals! Verlangen Sie mein Leben, aber nicht die Aufopferung meiner Liebe, denn sie müßte ich Ihnen verweigern.«

Der Herzog ließ einen Blick voll Erstaunen und Unwillen auf seinem Sohne ruhen; Georg aber schlug die Augen nicht nieder. Da fuhr der alte Herr heftig fort:

»Du sprichst von Liebe, Marquis von Latour du Pic, aber diese Liebe ist eine Schmach, eine Feigheit, eine Entehrung!«

»Eine Entehrung, Vater?«

»Eine Feigheit und Entehrung, ich wiederhole es, mein Herr Sohn, denn was beabsichtigst Du? Dich mit Fräulein von Chaumont zu verheirathen, deinen Namen der Enkelin des »schwarzen Ebers« zu geben? In Hochzeitsgesängen den Schrei des Hasses und der Rache zu ersticken, den jeder Mann unseres Stammes bei dieser Verbindung ausstoßen muß? Ist das dein Vorsatz?«

»Ja, das ist mein Vorsatz, Vater, denn Fräulein von Chaumont ist unschuldig an Allem und ich liebe sie . . .«

»Pfui!« rief der Herzog aus, dessen Hände zitterten und dessen Lippen erbleichten. »Schweig! Schweig! Weißt Du wohl, daß Du mich jetzt nöthigest, an der Treue und Ehre deiner Mutter zu zweifeln? daß ich mich fragen muß, ob Du

nicht die Frucht einer ehebrecherischen Liebe seyst; denn ich schwöre es bei Gott, ein echter Latour du Pic würde nicht also sprechen.«

»Vater! Vater!« bat Georg in flehentlichem Tone.

»Schweig!« gebot ihm der alte Herzog nochmals. »Schweig und höre mich an. Dein Name ist auch der meinige, der Name von zwanzig Generationen erlauchter Edelleute, die ihn mit Ehren getragen haben. Ich muß ihn Dir und Allem zum Trotz rein und fleckenlos erhalten und darf Niemanden, meinem Sohne viel weniger noch als einem Andern, eine Befleckung dieses edlen Wappens gestatten. Im Namen meiner väterlichen Gewalt also, im Namen des heiligen Rechtes, das mir von Gott selbst gegeben worden ist, verbiete ich Dir von Stund an noch an den unedlen Plan zu denken, von welchem Du zu sprechen wagtest. Ich befehle Dir noch heute dies Schloß zu verlassen und zu deinem Regimente zurückzukehren . . . Ich befehle Dir die unsinnigen Träume deines kranken Herzens zu vergessen. Und ich schwöre Dir endlich vor Gott und unseren Ahnen zu, daß, wenn Du mir ungehorsam bist, ich Dir fluche, sollte ich aber schon todt seyn, ich aus meinem Grabe steige, um Dir ebenfalls zu fluchen.«

Nachdem der alte Herzog in immer heftigerer Weise also gesprochen hatte, sank er erschöpft auf seinen Lehnstuhl zurück.

Georg ließ sich todtenbleich auf ein Knie vor dem Alten nieder und sagte zu ihm:

»Segnen Sie mich, mein Vater, ich gehorche und gehe . . .«

Ein Blitz der Freude leuchtete aus den Augen des Herzogs.

»Was Du thust, ist wohl gethan, mein Herr Sohn,« sprach er; »Du bist ein gehorsames Kind; geh', ich segne Dich und bitte Gott, daß er Dich schütze.«

Georg stand wieder auf, küßte die zitternde Hand seines Vaters ehrfurchtsvoll und sprach mehr mit dem Herzen als mit den Lippen:

»Wenn Gott Sie hört und mich schützt, mein Vater, wird er mich bald sterben lassen.«

* * *

Zwei Stunden später stieg der Marquis, welcher die Uniform mit Reisekleidern vertauscht hatte, zu Pferde und verließ das Schloß. Vor seiner Abreise aber hatte er einem sichern Diener befohlen dem Fräulein von Chaumont insgeheim einen Brief zu übergeben.

Dieser Brief lautete also:

»Ein unerbittliches Schicksal trennt uns. Ich reise ab, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, denn wenn ich Sie nochmals sähe, würde ich den traurigen Muth nicht haben abzureisen. Ich reise — auf immer. Vergessen Sie mich, mein Fräulein, und seyen Sie glücklich. Sie waren meine erste und letzte Liebe, Sie werden meine letzten Gedanken haben. Ihr Name wird der einzige seyn, den meine Lippen noch im Sterben aussprechen. Leben Sie wohl, mein Fräulein; vielleicht finden wir einander im Himmel wieder, da wir

auf Erden getrennt wurden. Leben Sie wohl! ist das letzte tröstende Wort, das einzige, welches mir den traurigen Muth gibt, den Tod zu erwarten, ihn nicht aufzusuchen.«

»Marquis George von Latour du Pic.«

Im nächsten Jahre vermälte sich Bertha von Chaumont, eine traurige blasse Braut, mit einem Herrn aus der Nachbarschaft, dem Herrn Vicomte von Simeuse. Georg ertrug diesen schrecklichen Schlag mit stoischer Ruhe. Fast gleichzeitig erbte er den Herzogstitel und das unermeßliche Vermögen seines Vaters, und bald darauf brach die Revolution von 1790 aus. Er verließ sein Vaterland nicht, er verbarg sich nicht, er wollte: es lebe der König! bis auf das Schaffot rufen; aber der Tod ging an ihm vorüber.

Er liebte Bertha von Chaumont noch immer, er liebte sie als Vicomtesse von Simeuse mehr als je.

Diese letztere war mit ihrem Gatten ausgewandert; alle ihre Güter hatte man für Nationaleigenthum erklärt und trotz aller Nachforschungen blieb es Herrn Latour du Pic unmöglich etwas von ihnen zu erfahren.

Die Vicomtesse von Simeuse.

An einem düstern und kalten Januarmorgen des Jahres 1807, d. h. vierundzwanzig Jahre nach den Ereignissen, die wir in den letzten Capiteln geschildert haben, wollte der Herzog Georg von Latour du Pic eben sein großes Haus in Paris verlassen. Sein Wagen wartete und schon nahm der Herzog seine Handschuhe und seinen Hut, als ein Diener ihm einen Brief übergab, welchen eben ein Eckensteher überbracht habe, der auf Antwort warte.

Der Herzog erbrach zerstreut den Brief, der fast unleserlich auf grobes Papier geschrieben war. Kaum aber hatte er die ersten Zeilen überblickt, als sich an ihm die größte Aufregung kund gab. Er zitterte an allen Gliedern und seine Augen wurden um Vieles größer. Endlich sprach er zweimal hintereinander: »Ist es möglich? Mein Gott, ist es möglich?«

Der Brief lautete:

»Herr Herzog,«

»ich möchte Sie sehen, ehe ich sterbe. Eilen Sie deshalb, denn meine Stunden sind gezählt.«

»Vicomtesse Bertha von Simeuse.«

»Ist es möglich?« wiederholte der Herzog nochmals, indem er das Papier seinen Händen entfallen ließ. »Ich finde

sie endlich wieder, die ich stets geliebt, die ich so lange vergebens gesucht habe! Ich finde Sie wieder — um Sie für immer zu verlieren! Schnell! Schnell!«

Er hob den Brief wieder auf und las ihn nochmal.

»Keine Adresse!« sprach er vor sich hin, dann zog er hastig die Klingel. Der Diener erschien.

»Wer hat den Brief gebracht?« fragte der Herzog.

»Ein Eckensteher.«

»Ist er noch da?«

»Ja, er wartet auf Antwort.«

»Der Mann soll hereinkommen.«

Im nächsten Augenblicke wurde der Eckensteher eingeführt. Er war noch jung, ein Savoyarde, ganz in verschossenen Baumwollensammet gekleidet mit seinem glänzenden Schildchen im Knopfloche.

»Wer hat Dir den Brief gegeben, junger Freund?« fragte der Herzog.

»Eine Dame, halten zu Gnaden, lieber Herr,« antwortete der Savoyarde.

»Kennnst Du ihren Namen?«

»Nein; ich weiß nur, daß Sie in dem Hause wohnt, in welchem ich Abends meinen Zeug ablege und daß ich ihre Aufträge nicht gern besorge, weil die arme Frau eine schlechte Bezahlerin ist. Sie ist mir schon vier Livres zehn Sous schuldig, die ich gern für die Hälfte hingäbe.«

»Die Dame ist also arm?«

»Sehr arm, lieber Herr, obgleich die Hausmeisterin versichert, sie sey vor der Revolution sehr vornehm und sehr reich gewesen. Heute ißt sie gewiß öfters hartes Brot als

sonst was und vielleicht hat sie das nicht zum Sattessen.«

»Wo wohnt Sie?«

Der Savoyarde nannte Straße und Hausnummer und setzte hinzu: »Bekomme ich eine Antwort?«

»Ich werde die Dame selbst besuchen; Du magst mich zu ihr führen. Zuerst aber nimm dies für deine Mühe.«

Der Herzog drückte dem Savoyarden, der seinen Augen nicht zu trauen wagte, einen Doppellouisdor in die Hand, dann stieg er in den Wagen, ließ den Boten neben dem Kutscher Platz nehmen und befahl, so schnell als möglich nach dem angegebenen Hause zu fahren. Es war dasselbe hoch, schmal und von schlechtem Aussehen.

»Gehe voraus,« sagte der Herzog zu seinem Begleiter, »und zeige mir den Weg.«

Der Savoyarde gehorchte und der Herzog betrat mit trauerndem Herzen den dunklen Flur, der zu der Wendeltreppe führte. Gleich bei dem Eintritt in das Haus drang ihm ein entsetzlich übler Geruch entgegen, wie man ihn in Häusern findet, in welchen Gerberei, Färberei oder dergleichen betrieben wird.

»Hier also,« dachte der Herzog bei sich, »wohnt die Frau, die ohne eine Laune des Schicksals die meinige hätte seyn können. Aber wie kommt die Vicomtesse daher?«

Er vermochte sich keine genügende Antwort auf diese Frage zu geben.

Unterdeß war er die ersten Stockwerke hinaufgegangen und der Savoyarde stieg noch immer höher.

»Ist es hier? fragte der Herzog, der athemlos im vierten Stock stehen blieb.

»Noch nicht,« antwortete sein Führer, der weiter ging.

Latour du Pic folgte von neuem. Bei jedem Schritte wurde die Treppe schmäler und steiler. Ein schmutziger Strick diente zum Anhalten. Der Herzog stützte sich bei jedem Schritt an die Wand, um nicht zu fallen. Endlich hörte die Treppe auf.

»Sind wir angekommen?« fragte der Herzog.

»Noch nicht,« wiederholte der Savoyarde.

»Ich sehe nicht, wie wir weiter kommen wollen.«

»Leicht ist es freilich nicht, in die Dachwohnung zu gelangen; aber es geht doch.«

Er zeigte dabei auf eine steile Leiter, die an der Wand lehnte und zu einer halboffenstehenden Fallthür führte.

»Da oben wohnt die Dame,« setzte er hinzu.

Nach einigen Minuten gelangte Latour du Pic, der seinem Führer folgte, in ein Gemach oder vielmehr in einen Raum unter dem Dach. Die beiden Seitenwände waren nicht angestrichen, mit keiner Tapete bedeckt. Im Dache befand sich ein einziges kleines, schlechtschließendes Fensterchen. In einer Ecke sah man eine schlechte Matratze auf einem hölzernen Bett liegen und auf diesem elenden Lager eine menschliche Gestalt in Zuckungen.

Herr Latour du Pic blieb regungslos stehen. Seine Augen konnten sich nicht sogleich an das Dunkel gewöhnen.

»Nun, meine gute Dame, da bin ich wieder,« sagte der Savoyarde in sanftem Tone; denn der Doppellouisdor hatte ihn sehr höflich gemacht.

Die menschliche Gestalt regte sich und richtete sich auf den Ellbogen auf.

»Haben Sie den Herrn gefunden, zu dem ich Sie schickte?« fragte eine weiche Stimme, die schmerzlich in dem Herzen des Herrn von Latour du Pic wiederklang.

»Ja, meine gute Dame.«

»Mein Brief ist ihm übergeben worden?«

»Ja, meine gute Dame.«

»Und... und... hat er geantwortet?«

»Er hat noch mehr gethan, meine gute Dame, er kam mit...«

»Er kam?« wiederholte die Stimme mit einem Ausdrucke großer Verwunderung. »Wo ist er, wo?«

»Hier, meine gute Dame, an der Thür.«

»Hier bin ich, Frau Vicomtesse,« sagte der Herzog, indem er ein paar Schritte näher trat.

»Ach,« entgegnete die Leidende, »gedankt sey Gott, der Sie mir sendet.«

Latour du Pic trat an das Bett und ließ seinen Blick auf dem Gesicht der Vicomtesse ruhen. Diese stand im vierzigsten Jahre und schien viel gelitten, viel geweint zu haben; ihr bleiches, entstelltes Gesicht trug die Spuren eines heftigen Kampfes mit der äußersten Noth an sich, aber doch konnte man in ihren Zügen noch immer Ueberreste von der Schönheit Bertha's von Chaumont finden. Ihr schwarzes Haar hatte nichts von seiner Fülle verloren, und wenn auch ihre großen Augen durch vieles Weinen geröthet waren, hatten sie doch ihren himmlischen Ausdruck noch.

»Ach ja,« wiederholte die Vicomtesse, »Gott sendet Sie zu mir, Herr Herzog; es blieb mir keine Hoffnung

mehr, keine, als auf Sie, den einzigen Menschen in der Welt, der noch Antheil an mir nehmen könnte, an mir und — einem andern Wesen.«

Und die Stimme der Leidenden verlor sich nach diesen letzten Worten in Schluchzen.

»Sie sollen alles wissen,« fuhr sie dann fort; »aber ich möchte mit Ihnen allein seyn.«

Latour du Pic winkte dem Savoyarden, der verschwand.

Der Vicomte.

Der Herzog von Latour du Pic war allein mit der Vicomtesse von Simeuse in diesem armseligen Dachstübchen. Er stand an dem traurigen Lager, auf dem die Unglückliche ruhte, und wartete daß sie sprechen werde. Sie reichte ihm die Hand und ein unbeschreibliches Gefühl durchzuckte den Herzog als er das jetzt so kalte, sonst so warme duftige Fleisch berührte.

Frau von Simeuse sammelte alle ihre Kräfte und erzählte ihr Leben.

Als sie vor nun vielen Jahren dem Vicomte von Simeuse ihre Hand gereicht, hatte es sie still ergeben in den Willen ihres Vaters gethan, ohne Widerstreben, ohne Klage; denn sie besaß in ihrem Herzen jenen Talisman nicht, welcher den Schwachen Kraft, den Unterdrückten Muth gibt und — Hoffnung heißt.

Das arme Kind liebte Georg von ganzer Seele; aber als derselbe sich im voraus für besiegt erklärte, ehe er den Kampf gegen die Familienvorurtheile begonnen hatte, er-

kannte sie, daß für sie auf Erden niemals Glück erblühen werde. Sie fügte sich in ihr Schicksal, aber ihre Liebe wuchs trotzdem von Tag zu Tage mehr in der Stille und unter den Thränen, und wurde der bald schmerzliche, bald tröstende Traum, in dem sie die traurige Wirklichkeit ihres Lebens vergaß.

Der Vicomte von Simeuse besaß einen schwachen, oft aber eigensinnigen Charakter, unentschlossenen aber hartnäckigen Willen, die sich anfangs jedem Winde beugen, jedem Antriebe nachgeben und endlich mit unglaublicher Zähigkeit an dem letzten Eindrucke festhalten, er mag gut oder schlecht seyn.

Als ihn die Revolution zwang, in aller Eile seine Besitzungen zu verlassen und mit seiner Gattin ins Ausland zu wandern, wenn er seinen Kopf nicht auf das Schaffot tragen wollte, war er in Folge des plötzlichen Ueberganges aus einer hohen und glänzenden Stellung in eine schwierige und unsichere Lage geistig völlig gebrochen. Er hatte aus dem Schiffbruche einige tausend Louisdor gerettet und sah sich bald von Glücksrittern aller Art umgeben, die sich überall da sammeln, wo sie Beute wittern. Alle nannten sich Adelige, Royalisten und Unglücksgefährten. Der Vicomte glaubte ihnen und mehre wurden seine vertrauten Freunde, seine unzertrennlichen Gefährten. Vergebens bemühte sich die Vicomtesse, die mit Recht mißtrauisch und auf ihrer Hut war, ihren Mann aus dieser gefährlichen Gesellschaft zu entfernen. Er spottete über den weiblichen Scharfblick, ließ die Frau guten Rath geben und bitten und achtete auf nichts. Die geschickten Manöver seiner Umgebungen begannen indeß Früchte zu tragen. Der Vicomte spielte einen großen Theil

seiner Zeit über und wir brauchen uns wohl nicht zu wundern, daß das Glück sich ihm nicht günstig zeigte. Seine Rollen Louisdor verschwanden nach einander; trotzdem spielte er weiter, denn immer hoffte er, das Verlorne wieder zu gewinnen. Endlich schwand das letzte Goldstück, der Vicomte war völlig mittellos. Er begab sich zu seinen »Freunden,« ohne sich im geringsten um seine Frau zu bekümmern, die er ohne Brot ließ. Man bedauerte seinen Unfall sehr, bot ihm — nicht Gold — aber guten Rath und gute Lehren an, die ihn in den Stand setzen würden, seine traurige Finanzlage wieder zu bessern. Man erräth wohl leicht, welcher Art diese Rathschläge und guten Lehren waren. Im Anfange sträubte sich sein Gefühl dagegen, aber den würdigen Freunden wurde es nicht schwer, seine Bedenklichkeiten zu beseitigen.

»Was thut ein guter General?« fragten sie ihn. »Er stellt seine Truppen auf dem Schlachtfelde so auf, daß er die List des Feindes vereiteln und im voraus des Sieges sicher seyn kann. Er gebietet dem Glück und der Stärke sich für ihn zu erklären.«

»Was ist im Spiel betrügen anderes, als den Zufall sich unterwürfig machen und mit Siegesgewißheit die nachtheiligen Vorgänge bekämpfen.«

Herr von Simeuse hörte ihre frechen Aussprüche wohlgefällig an und fühlte sich von Tage zu Tage mehr überzeugt. Er redete sich endlich selbst ein, daß es ganz natürlich und vollkommen erlaubt sey, das Andern wieder abzunehmen, was ihm selbst abgenommen worden sey. Er nannte das »Wiedervergeltungsrecht,« und man sieht daraus, daß er sich mit seinem Gewissen bereits abzufinden gelernt hatte. In sehr kurzer Zeit war er Meister in der großen Kunst, im

Kartenspiel zu betrügen. Er gewann dabei einiges Geld und Bertha sah sich von neuem von einer Art Wohlstand umgeben, dessen Ursprung sie freilich nicht ahnte.

Herr von Simeuse war nicht schlecht von Herzen und wenn er für sich selbst mehr als überflüssig viel besaß, gab er gern seiner Frau das Nothwendigste.

Das dauerte so lange bis die Polizei, die längst aufmerksam gemacht worden war, die ganze Gesellschaft aufhob. Simeuse befand sich auch darunter. Es wurde Untersuchung eingeleitet und die französischen Emigranten schämten sich, als sie erfuhren, wie tief Einer von Ihnen gesunken sey. Der Vicomte wurde zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Bertha floh das Haus, welches ihr Mann durch seine Anwesenheit befleckt hatte. Sie kehrte unter falschem Namen nach Frankreich zurück, erreichte Paris und arbeitete da, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihr Vater war todt, sie ganz verarmt, aber so stolz, daß sie lieber verhungert wäre als irgend Jemandes Mitleid anzurufen oder den entehrten Namen des Vicomte von Simeuse noch länger zu führen.

Sie arbeitete und ihr einziger Schatz war der eine Brief des Marquis de Latour du Pic, dessen Bild strahlender als je in ihrem Herzen stand.

So vergingen einige Jahre.

Eines Tages begegnete sie auf der Straße einem mit Lumpen bekleideten Mann und als sie ihm in das Gesicht geblickt, stieß sie einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Der Mann war der Vicomte von Simeuse.

Als sie wieder zu sich kam, lag er vor ihr auf den Knien. Dann begleitete er sie in ihre Wohnung, in wel-

cher es zu einem ergreifenden Auftritte kam. Der Vicomte gestand sein Unrecht ein, sprach von der schrecklichen Buße, die er bestanden und von seiner tiefen Reue. Er war arm, unglücklich, obdach- und mittellos. Bertha, welche jenes rührende und unerschöpfliche Mitleid besaß, das Gott wenigstens im Keime in jedes weibliche Herz gelegt hat, hörte ihn an, glaubte ihm und — verzieh ihm.

Eine Zeit lang ging alles gut. Aber nicht lange vermochte der Vicomte das stille einförmige Leben zu ertragen. Er suchte und fand Genossen und eines Morgens war er mit den kleinen Ersparnissen Bertha's verschwunden.

Was sie in besseren Zeiten stets vergebens gehofft, erhöhte nun ihre Sorge und Noth; — sie fühlte, daß sie Mutter werden solle. Sie kränkelte von da an viel; sie konnte wenig arbeiten; sie verkaufte ihre Möbeln, dann ihre Kleider. Als ihr nichts mehr geblieben war, mußte sie sich in die schreckliche Wohnung flüchten, in welcher wir sie gefunden haben. Einen Monat vor ihrer Entbindung wurde ihr Kranksevn so schlimm, daß sie ihr Lager nicht mehr zu verlassen vermochte . . . Es mangelte ihr dabei an Allem und kein Arzt besuchte sie. Ihre wenige Nahrung, die sie zu sich nahm, verdankte sie einigen mitleidigen Nachbarn, die fast so arm waren wie sie selbst.

Die Unglückliche würde den körperlichen und geistigen Leiden schwerlich zu widerstehen vermocht haben, wenn ihr nicht ein Gedanke gekommen wäre, der sie tröstete und aufrecht erhielt.

In der Stunde als sie ihre Kräfte schwinden fühlte, als sie zu glauben anfing, es sey besser, sofort zu sterben und durch ihren Tod auch ihr Kind zu tödten, als noch län-

ger zu kämpfen, wie ein armes Wesen, das gleich von der ersten Stunde an leiden würde, in das Leben treten zu lassen, fand ihre zuckende Hand auf der Brust das Täschchen, das sie nie ablegte und in dem sich der so oft gelesene Brief von Georg Latour du Pic befand.

»Ich danke Dir, Gott!« rief sie da aus, »mein Kind ist gerettet!«

Und sie schrieb das Briefchen, das wir kennen.

Mathilde.

Bertha war durch die lange Erzählung völlig ermattet und der Herzog konnte vor Rührung nicht sprechen. Es währte ziemlich lange, ehe er seinerseits sein Leben zu schildern vermochte, in welchem die Unglückliche eine so große Rolle spielte. Er sagte ihr, daß er ihr fortwährend treu geblieben sey und darum sich nie habe verheirathen mögen. Er erzählte, wie er sie so viele Jahre lang mit unermüdlicher Ausdauer überall gesucht, und als er zuletzt jede Hoffnung aufgegeben, sich in die Trauer eines ewigen Schmerzes gehüllt.

Mitten in dieser lieblichen Erinnerung an die Vergangenheit stellten sich die Geburtsschmerzen bei der Leidenden ein. Der Herzog sandte den Savoyarden nach einem Arzt, und als ein paar Stunden vergangen waren, war das Kind, ein Mädchen, zur Welt gekommen. Die Mutter aber hörte fast gleichzeitig auf zu leben.

Das Kind empfing den Namen Mathilde und wurde in dem Hause des Herzogs von Latour du Pic mit der auf-

merksamsten Sorgfalt erzogen. Das Gerücht nannte sie eine uneheliche Tochter des Herzogs, der die Welt reden ließ und sich fast nur diesem geliebten Kinde widmete.

Als es acht oder neun Jahre alt war, erkannte man bereits, daß der Charakter der Kleinen sanft und wohlwollend sey, sich aber etwas nach dem Phantastischen und Exaltirten hinneige. Ihre Schönheit dagegen schien eine ungewöhnliche zu werden. Das Gesicht glich auffallend dem der Mutter bis auf das Haar, das vom schönsten Blond war, und bis auf die Augen, welche mit der dunklen Bläue des Himmels wetteifern konnten.

Als Fräulein von Simeuse ihr sechzehntes Jahr erreichte, war sie ein Wunder an Schönheit und Talent.

Unwillkürlich hatte sich dabei die väterliche Liebe des Herzogs allmälig in ein innigeres, persönlicheres Gefühl umgewandelt, und die heiße Liebe, die er zu der Mutter im Herzen gehegt, auf die Tochter übertragen.

Um der Sache so bald als möglich ein Ende zu machen, welche in seinem Alter nur gefährlich seyn konnte, nahm Latour du Pic sich vor, das Herz Mathildens selbst zu befragen.

»Mein Kind,« sagte er eines Tages galant, »die Blüthen deines Frühlings entfalten sich und die Zeit naht, in welcher dein Herz sprechen wird ...«

»Glauben Sie?« fragte das Mädchen neugierig.

»Ich weiß es gewiß ... Vielleicht hat es sogar bereits gesprochen ...«

»Nein, bis diesen Augenblick ist es mäuschenstill gewesen,« antwortete Mathilde mit heiterem Lächeln. »Ich verberge Ihnen und mir selbst nichts.«

»Du weißt es also gewiß, daß Du Niemanden liebst?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Du liebst also Jemanden?«

»Ei ja wohl!«

»Wen?« fragte der Herzog ängstlich besorgt.

»Sie, lieber Vater,« antwortete Mathilde, die ihn so nannte. »Sie liebe ich mehr als irgend Jemanden in der Welt.«

»Aber mein Alter?«

»Was schadet das Alles? Alle jungen Leute, die in unser Haus kommen, gefallen mir nicht . .«

»Wenn ich Dir also den Antrag machte . . .«

Der Herzog unterbrach sich zögernd.

»Welchen Antrag?«

»Dein junges Leben an mein zu Ende gehendes zu binden, mit einem Worte meine Frau zu werden . .?«

»Ihre Frau? Ich?«

»Was würdest Du da antworten?«

»Was ich antworten würde?« entgegnete das junge Mädchen ohne Zögern; »ich würde antworten,« daß ich den Antrag dankbar annähme, und glücklich und stolz seyn würde, Ihren Namen zu führen.«

Einen Monat nach diesem Auftritte war Mathilde von Simeuse Herzogin von Latour du Pic geworden.

Ende des zweiten Theiles.

»Du weißt es also gewiß, daß Du Niemanden liebst?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Du liebst also Jemanden?«

»Ei ja wohl!«

»Wen?« fragte der Herzog ängstlich besorgt.

»Sie, lieber Vater,« antwortete Mathilde, die ihn so nannte. »Sie liebe ich mehr als irgend Jemanden in der Welt.«

»Aber mein Alter?«

»Was schadet das Alles? Alle jungen Leute, die in unser Haus kommen, gefallen mir nicht . .«

»Wenn ich Dir also den Antrag machte . . .«

Der Herzog unterbrach sich zögernd.

»Welchen Antrag?«

»Dein junges Leben an mein zu Ende gehendes zu binden, mit einem Worte meine Frau zu werden . .?«

»Ihre Frau? Ich?«

»Was würdest Du da antworten?«

»Was ich antworten würde?« entgegnete das junge Mädchen ohne Zögern; »ich würde antworten,« daß ich den Antrag dankbar annähme, und glücklich und stolz seyn würde, Ihren Namen zu führen.«

Einen Monat nach diesem Auftritte war Mathilde von Simeuse Herzogin von Latour du Pic geworden.

Ende des zweiten Theiles.

emanden liebst?«

besorgt.
athilde, die ihn so
Jemanden in der

ungen Leute, die in
ht . .«
machte . . .«
nd.

zu Ende gehendes zu
au zu werden . .?«

ten?«
?« entgegnete das junge
e antworten,« daß ich den
glücklich und stolz seyn
.«

---

n Auftritte war Mathilde
our du Pic geworden.

eiten Theiles.

»Du weißt es also gewiß, daß Du Niemanden liebst?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Du liebst also Jemanden?«

»Ei ja wohl!«

»Wen?« fragte der Herzog ängstlich besorgt.

»Sie, lieber Vater,« antwortete Mathilde, die ihn so nannte. »Sie liebe ich mehr als irgend Jemanden in der Welt.«

»Aber mein Alter?«

»Was schadet das Alles? Alle jungen Leute, die in unser Haus kommen, gefallen mir nicht . .«

»Wenn ich Dir also den Antrag machte . . .«

Der Herzog unterbrach sich zögernd.

»Welchen Antrag?«

»Dein junges Leben an mein zu Ende gehendes zu binden, mit einem Worte meine Frau zu werden . .?«

»Ihre Frau? Ich?«

»Was würdest Du da antworten?«

»Was ich antworten würde?« entgegnete das junge Mädchen ohne Zögern; »ich würde antworten,« daß ich den Antrag dankbar annähme, und glücklich und stolz seyn würde, Ihren Namen zu führen.«

Einen Monat nach diesem Auftritte war Mathilde von Simeuse Herzogin von Latour du Pic geworden.

Ende des zweiten Theiles.

»Du weißt es also gewiß, daß Du Niemanden liebst?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Du liebst also Jemanden?«

»Ei ja wohl!«

»Wen?« fragte der Herzog ängstlich besorgt.

»Sie, lieber Vater,« antwortete Mathilde, die ihn so nannte. »Sie liebe ich mehr als irgend Jemanden in der Welt.«

»Aber mein Alter?«

»Was schadet das Alles? Alle jungen Leute, die in unser Haus kommen, gefallen mir nicht . .«

»Wenn ich Dir also den Antrag machte . . .«

Der Herzog unterbrach sich zögernd.

»Welchen Antrag?«

»Dein junges Leben an mein zu Ende gehendes zu binden, mit einem Worte meine Frau zu werden . .?«

»Ihre Frau? Ich?«

»Was würdest Du da antworten?«

»Was ich antworten würde?« entgegnete das junge Mädchen ohne Zögern; »ich würde antworten,« daß ich den Antrag dankbar annähme, und glücklich und stolz seyn würde, Ihren Namen zu führen.«

Einen Monat nach diesem Auftritte war Mathilde von Simeuse Herzogin von Latour du Pic geworden.

Ende des zweiten Theiles.

Montépin, Xavier <<de>>,

Bekenntnisse eines Abenteurers Von Xaver von Montépin. Aus dem Franzö
sischen von August Diezmann

Bd.: 2

Pest, Wien und Leipzig 1852